P. O. Germ. 955^n/3
Mosengeil

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36635480430019

<36635480430019

Bayer. Staatsbibliothek

Reisegefährten.

Eine

Sammlung von Novellen

und

andern Dichtungen

von

Friedrich Mosengeil.

*

Dritter Band.

Frankfurt am Main

bei Friedrich Wilmans,

1828.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

	Seite.
I. Rosaliens erste Reise.	1
II. Beethoven's Zwischenacte zu Göthe's Egmont.	213
Prolog.	224
III. Das Festspiel zu Petermichelthal. Ein Mährchen.	243

I.

Rosaliens erste Reise.

Vorwort des Herausgebers.

Im Gefolge einer edlen Fürstenbraut, die dem fernen Bräutigam entgegenzog, schrieb Rosalie die nachstehenden Briefe an ihre Vertraute, Serena, in die Heimath.

Das kleine Reisetagbuch erschien zwar damals (1817) im Druck, doch nur für einen beschränkten Kreis befreundeter Leser, und wenige Exemplare mögen sich weiter verbreitet haben. Bei dem gegenwärtigen Versuche, es

in ein größeres Publikum einzuführen, glaubte der Herausgeber nur das aufbewahren zu dürfen, was die äußere Anschauung einer winterlichen Natur mit dem immer blühenden Frühling der inneren verknüpft, und was, mit poetischer Phantasie dargestellt, dem Vergänglichen des Raumes und der Zeit ein bleibendes Interesse für Herz und Geist zu geben vermag.

Manche Stellen der Briefe Rosaliens deuten darauf hin, daß der Schmerz über den Verlust eines geliebten Jugendfreundes sie begleitete. Daher der zarte Schleier der Wehmuth, der zuweilen die, sonst so heitere Seele überflort! — Die Empfindsamkeit eines tiefergriffenen Gemüthes wird man hoffentlich

nirgends mit überreizter Empfindelei verwechseln.

Daß die Verfasserin hier ihre erste Reise schildert, kann dem Leser nicht entgehen. Wir haben manchen, vielleicht allzunah am Kleinlichen hinstreifenden Zug absichtlich unverwischt gelassen, um den Charakter des Ganzen treu zu bewahren. Reisebriefe dieser Art wollen ohnehin nicht das Gebiet der Länder- und Völkerkunde erweitern, sondern mehr die Eigenthümlichkeit der Ansichten, die Wahrheit und Lebendigkeit der Auffassung, und die Gemüthlichkeit der Genüsse des Reisenden darstellen. Gelingt es daher Rosalien, die befreundete Theilnahme des Lesers für sich selbst zu gewinnen, so fürchten wir nicht, daß man ihre anspruchslosen Bemerkungen

über flüchtig erblickte Gegenstände, auf einem so kurzen, vielbereis'ten und allbekannten Wege — nur allein zum Maßstabe des inneren Gehaltes dieser Blätter nehmen werde.

Fr. M.

Erster Brief.

Würzburg, den 1. Nov. Abends.

„Ich muß schreiben!“ ruft man sich wohl zuweilen halb träge, halb unwillig zu, um sich an einen lästigen und doch unvermeidlichen Brief hinzuzwingen. „Du mußt schreiben!“ raunet manchmal auch das böse Gewissen, so daß es uns heiß und kalt über die Wangen läuft, ins Ohr, wenn etwa eine uralte Briefschuld nun mit Ehren gar nicht länger mehr unbezahlt bleiben darf. Auch ich rief mir es laut zu, als ich, nun für heute ungestört, in mein stilles Stübchen trat; doch wie so fern von Trägheit und Zwang!

Stunden, die ganz mein sind, Serena, sind gewiß zur Hälfte Dein. Ich denke an Dich, ich sehne mich zu Dir; ich frage Dich und vernehme Deine Antwort; und dann muß ich schreiben! — Ein recht feuriges Wollen ist auch ein Müssen.

Welch einen beneidenswerthen Vorzug hat aber mein Andenken vor dem Deinigen! Du weißt ja, seit ich die Reise nach Cöln antrat, gar nicht mehr, wo Du mich suchen sollst; ich hingegen finde Dich in Deiner ländlich einfachen abgemessenen Häuslichkeit gewiß meist am rechten Orte. Jetzt z. B. stehst Du an jenem Fenster, wo die liebste Deiner Freundinnen (sie heißt hoffentlich Rosalie?) oft neben Dir stand, — am Fenster nach Osten. Ach, wenn dort die Sonne heraufstieg über dem dunklen Tannenwald, und wir zuweilen, früh erwacht, ihrer warteten, da blicktest Du mich ja so freundlich an, wie sie, — meine Hand in der Deinigen hal-

tend! Unvergeßlich, wie der letzte schöne Sommermorgen vor unsrer Trennung, sind mir die Worte, mit denen Du ihn begrüßtest. »Wie viele schlummernde Menschen, sagtest Du, wecken diese Strahlen zur Freude, und wie viele zum Kummer! »Gott lob!« denkt der Eine, indem er die Augen aufschlägt. »Ach Gott!« seufzt der Andre. Und in diesen zwey Worten liegt der ganze Lebenslauf des Tages für Beyde. Wenn dann Abends der Mond dort hervorgeht, kehrt sichs um, und dem Unglücklichen ists nun auch vergönnt, »Gott lob!« zu rufen, denn er hat wieder einen Leidenstag überstanden. Der Glückliche mag indeß immer »ach Gott!« seufzen, denn das genossene Glück seines Tages kehrt vielleicht nimmer zurück.« Dann schwiegen wir lange und trauerten mit den vielen trauernden Menschen dieses dürftigen Jahres, und Du überschautest hülfreich deinen kleinen Wirkungskreis, wie doch wohl die Dir zunächststehenden Armen, die heute

mit einem »Ach Gott!« erwachten, zu erfreuen seyn möchten.

Sieh, meine Serena, darum durften **wir** uns auch so innig lieben! Nur der Menschenfreund ist ächter Freundschaft empfänglich und werth.

Zurück ans liebe Fenster zu Dir! — »Ist sie jetzt wohl in Würzburg?« fragst Du Dich. Ja wohl, Du Theure, bin ich seit gestern hier; und welch ein Abend hat mich hergeführt! Ein Abend, der mehr schon dem November, als dem October angehörte, und doch so laue Lüfte, so stilles, mildes Mondlicht brachte! Ein Abend, wie wir ihn uns in den letzten Monaten so oft vergebens wünschten, wenn dem Nebel der Regen, (des Vaters wohlgerathenes Söhnchen,) immer auf dem Fuße folgte.

Auch gestern regneten den Tag über die dicken grauen Wolken oft auf die noch immer nicht ganz abgeerndteten Felder und auf die herbstlichrothen Wälder nieder. Doch als es

dämmerte, drängten sich die schwarzen Massen immer dichter im Norden zusammen, und im Westen wurde es lichter. Einmal konnte sogar die scheidende Sonne durchblicken, und den sich erheiternden Gesichtern meiner Reisegefährtinnen ein schöneres Roth auflegen, als Pariser Schminkdosen geben können. Dann wurde es immer heller über uns, in uns. Der größte Stern der Nacht fand manchen offnen Raum, uns zuzuschauen, wie wir auf der schönen gefahrlosen Straße, (Du weißt ich fürchte mich ein wenig,) ziemlich langsam weiter zogen.

Wir sangen leise das alte, wenn auch von vielen, doch von uns nicht vergessne, Lied: „Willkommen o silberner Mond!“ und sonst noch allerley Dir wohlbekannte Weisen; z. B. „Hebe, sieh in stiller Feyer rc.;“ „Im Felde schleich ich still und wild rc. (die wilde Stimmung des armen Feldschleichers wurde indeß gar merklich durch die sanften Mädchenstimmen gemildert;) so auch Göthe's geheim-

nißvolles schauerliches Lied: „Das Wasser rauscht ꝛc.“ und sein liebliches: „Füllest wieder Busch und Thal still mit Nebelglanz ꝛc.“ nach Reichardts Melodie, die man einen musikalischen Mondschein nennen möchte.

So zogen wir spät in der größten Stadt ein, die Deine Rosalie bis jetzt noch gesehn, und zum erstenmal übernachtete sie mit einem gewissen seltsamen, nicht unangenehmen Gefühl: „so fremd und doch daheim zu seyn“ in einem stattlichen Gasthofe. Klingt nicht auch Dir dieses Wort ungemein freundlich und vornehm? Die Zusammensetzung aus einem freundlichen, und aus einem vornehmen Worte mag mir wohl ein Gefühl geben, das, wer den Beutel führt (zum Glück das Geschäft der Männer!) vielleicht als ein abentheuerliches Gedankenbildwerk belächelt.

Du wirst überhaupt bey meinen Schilderungen und Ansichten zuweilen an das närrische Lied vom Dorf-Peter denken, der zum erstenmale in die Stadt kam? Ich bin's

zufrieden, wenn Du nur nicht am Ende gar das eben so bekannte zwey Zeilen lange Volksliedchen anstimmst: „Es zog ein Gänslein ꝛc.“ Sieh, wie listig Du lächelst, Lose! — Und ich wünsche Dir dennoch eine so freundlich-herzliche Gutenacht! Denn den heutigen Tag beschreib ich Dir morgen.

Zweiter Brief.

Würzburg, den 2. Nov. Morgens.

Wie aber soll ich ihn Dir beschreiben, den gestrigen Tag? Man hat ein so kleines Herz, Serena, wenn man, wie ich, immer auf dem Lande, eingeengt in einem weiblich beschränkten Kreise lebt! Und dieses kleine Herz kommt so schwer mit alle den ungewohnten Eindrücken zurecht, die ihm eine ganz neue Welt zuführt! Doch wenn es weniger faßt, so fühlt es vielleicht dieß Wenige

desto inniger und reiner, und tröstet sich so für Vieles was ihm verloren geht. Was hätte es denn auch zu fürchten bei Dir?

Der erste November war der Tag aller Heiligen, ein großes Fest der catholischen Christen.

Es ist doch auch in der That so menschlich schön, dem Andenken aller heiligen Menschen, die jemals gelebt haben, ein Fest zu feyern! Giebt es unter tausend Heiliggesprochnen auch nur Einen, vor dessen Tugend man in Ehrfurcht niederknieen darf, so ist die Ehre des Festes, die Ehre des Erdensohnes und das erhabene Wort gerettet: „Nach seinem Bilde schuf er ihn.“ Meinem Herzen noch anmuthiger ist das Fest aller Seelen, (das heutige.) Denke Dirs nur recht, meine Serena, — „aller Seelen!“ Lößt sich nicht schon bey dem bloßen Namen Dein ganzes Wesen in Liebe auf? Schweben sie nicht alle vor Dir vorüber, Deine Theuren, die einst Menschen waren und nun Seelen

sind, — fern von Dir, in der ewigen, seligen unbekannten Welt? Aber immer so heißgeliebt, so heiß ersehnt!

Doch es gilt nicht blos den Befreundeten, den Geliebten; es gilt Allen. Hier, im wildwogenden Gedränge der Erde alle Menschen zu lieben, — so im rechten Sinne des Worts; — das hat mir, trotz vielen gehörten Predigten, nimmer möglich scheinen wollen. Aber süß und tröstlich ist der Gedanke, daß das Mangelhafte und Unliebenswürdige, (ja Hassenswerthe,) allmählig schwindet, wenn des Menschen irdischer Leib mit seiner den Geist so oft beherrschenden Organisation in die Erde zurücksinkt, und die von der ewigen Sonne ausgegangnen Strahlen, (unsre Seelen,) wieder gereinigt in ihrem himmlischen Glanze leuchten.

Ich beschloß gleich bey mir, das Fest des heutigen Tages, der mich schon wieder in den Wagen ruft, zugleich mit dem gestrigen, obwohl ächte Protestantin, doch recht

von Herzen mitzufeyern. Und so ists geschech'n!

Am frühen Morgen weckten mich die Domglocken, weit- und tieftönend, aus dem Schlafe, und es war mir im Aufdämmern, als hörte ich die Accorde einer großen Orgel; — aber keine der gewöhnlichen, sondern wie die, welche die heilige Cäcilia, dort auf Deinem Bildchen nach Raphael, erklingen hört, wo sie die begeisterten Blicke nach Oben richtet.

Wär' es doch möglich den erhabenen Kirchenglockenton dem Erze so zu entlocken, wie man der Glasharmonica den ihrigen entlockt: die Wirkung müßte unbeschreiblich groß seyn! Auch schon regelmäßig eingestimmt und angeschlagen, erfüllen sie uns mit heiligen Schauern.

Das hat unser Schiller auch gefühlt; darum verdankt ihm die Welt ein unsterbliches Lied mehr.

Um 9 Uhr betraten wir den Dom, wo so eben die Messe ihren Anfang nahm.

Den Tempel selbst beschreib' ich Dir lieber nicht, weil ich ihn nicht zugleich zeichnen kann. Seinem Aeußeren scheint eine gewisse einfache Größe, die mir an heiligen Gebäuden so wohl gefällt, zu mangeln. Sein Inneres machte aber doch einen großen Eindruck auf mich.

Eine dicht gedrängte Menge tiefandächtig betender Menschen füllte die weiten ins Kreuz gebauten Gewölbe an. An mehreren Altären verrichteten Priester in fremdartigem Putz (so nennen wir Mädchen sogar den Ornat!) das heilige Amt. Mich erinnerten diese seltsam prunkenden Priesterkleider so lebhaft an den Orient und an das graue Alterthum, als hätt' ich jenen gekannt, und in diesem gelebt. Auch die Meßgesänge am Hochaltar tönen mit ihrer Melodie und Sprache aus fernen Zeiten und Ländern herüber; die

Musik des Chores und der majestätischen Orgel klingen herrlich darein.

Sollt' ich Dir auch sagen, meine Freundin, was mir bey diesem Altardienst mißfiel; so hätte ich einen guten Grund, es lieber nicht zu thun. Es kommt mir nämlich so unbescheiden und anmaßlich vor, wenn ein stilles blödes Mädchen kirchliche Formen mit Strenge tadeln wollte, die ein großer Theil von Europa weit über tausend Jahre her andächtig ehrt und übt. Mögen Männer unsrer Kirche diesen Tadel aussprechen (doch auch sie mit einer dem Deutschen unsrer Zeit ziemenden bescheidenen Freimüthigkeit; und immer geneigt zu hören, was bei ihnen selbst sich tadelnswerthes findet); uns Frauen kommt es nicht zu. Das aber habe ich, dem Hochaltare gegen über meiner Phantasie gern erlaubt: eine Vermittlerin zu seyn zwischen der alten, (vielleicht veralteten) Mutterkirche und ihrer Tochter. Aus den hellen Wolken, von silbernen Rauchpfannen verbreitet,

ließ ich je zuweilen Einen jener ehrwürdigen Männer heraustreten, und nicht viele, aber kräftige deutsche Worte des ewigen Lebens zur knieenden Gemeinde sprechen. Mächtige Orgelgriffe tönten das Amen. Zwey andre, (ich phantasire noch fort,) schritten hervor in die hohen Eisengitterpforten, die den heiligen Vorplatz des Hochaltars von der Kirche sondern. Sie wechselten sinnvoll Frage und Antwort über des Festes Zweck und Werth. Neue Hymnen erklangen, von der Begeisterung deutscher Tonkünstler geschaffen. Ihr leises Verstummen rief die Christen, die das Mahl der Liebe zu genießen wünschten, hin zu der heiligen Tafel. Sie knieten mit der ganzen Gemeinde vor dem gehobnen Zeichen des zerbrochnen Leibes. In diesem höchsten Moment der Feyer kein Ton, kein leiser Laut durch die weiten Tempelhallen. Unhörbare Worte, in tiefster Seele gesprochen, nur von der ewigen Barmherzigkeit vernommen. — Dann ein halblauter allgemeiner Choralge-

sang, unter dem sich die Knieenden jene durch so große Erinnerungen geweihte Speise reichen; eine Bruderhand der andern; (nicht unbeholfnen Kindern gleich, denen sie eine fremde Hand in den Mund steckt) — Zuletzt noch ein triumphirender Hymnus des Orgelchores; er ruft den Aeltesten der Priester herab auf die Stufen, die Handlung mit einem lauten, in Jesu Geist und Kraft gesprochenen Gebete zu beschließen.

Wie würden alle Herzen »Amen« und »Heilig, heilig, heilig!« rufen!

Einmal entfernte ich mich von meinen Begleitern, um das Verhallen der Gesänge am äußersten Ende des Tempels zu belauschen. Dort stand vor einer schönen, leider gerade nicht geöffneten, aus schwarzem Marmor erbauten Todtencapelle, (der Schönbornischen, wenn ich nicht irre,) Pastor M*—, (unser Reisegefährte, wie du weißt.*) Er

*) Den Lesern bereits unter dem Namen des „reisenden Kunstfreundes" bekannt. Anm. des Herausg.

schien aus ähnlichen Träumen zu erwachen. Ich erzählte ihm die meinigen.

»Die ästhetische und religiöse Cultur des Menschengeschlechts, flüsterte er mir zu, leidet an Einer Krankheit hauptsächlich: »am Ueberflüssigen.« Man geht auf dem einen wie auf dem andern Pfade der Bildung nicht blos weit, sondern noch einige Schritte weiter. Dann ists zu viel. Dieß Zuviel drückt und belästigt allmählig, erst Wenige dann Tausende; die Rückwirkung tritt ein. Man wirft zusammen, man reißt weg, bis es wieder zu wenig geworden. — So ists mit Catholicismus und Protestantismus.« Gelegentlich und im Vertrauen, meine Freundin: manches noch, was ich Dir hier schreibe, sagt eigentlich unser Pastor. Suche Dirs aber nur selbst heraus; und beym Wiedersehn bekenn' ichs treulich, ob Du es wirklich gefunden hast.

Gegen Mittag waren wir auf dem Wege zur Schloßkirche.

Mit einem sehr innigen Wohlgefallen stand ich eine Weile vor dem schönsten Pallast, den ich jemals sah, — würd' ich sagen, wenn ich nicht die Frage fürchten müßte: »ob ich denn jemals einen andern gesehn?«

So offen, so freundlich der weiträumige Vorplatz mit seinen zwey hohen Säulen! So zierlich und geregelt der fürstliche Bau; — zum Theil umgeben von einem großen, mit breiten saubern Wegen durchschnittenen Garten. Wohl mehr als 14 Thürme der Stadt zählst Du von da, so bald Du Zeit hast, den Blick vom prächtigen Hause hinweg zu lenken.

Seine Treppe und ihre Deckengemälde rühmen Kenner. Ich bin nicht einmal eine Kennerin, und doch mocht' ich immer auf- und abwärts steigen und schauen. Es ist so herrlich, wenn jedes Ding gerade das ist, was es seyn soll, und zwar auf die möglichstgefällige Weise!

Wir wurden auf ein menschenleeres Chor der sehr hübschen, vielleicht überladenreich

gezierten, Schloßkirche geführt, dem der mit Musikern gefüllte Orgelchor gegenüber stand. Auf dem unsrigen streckte uns ein weibliches Marmorbild die schönen weißen Händchen segnend entgegen. Die Priester am Altare unter unsrem Standpuncte ordneten sich in abgemessenen Räumen vor ihrem Heiligthum. Die Accorde rollten sich auf, und die Messe begann. — Hier war alles mehr ins Kleine gedrängt, aber auch weit geschmackvoller und gefälliger; ganz dem lieblichen kleinen Tempel angemessen. — Die Geistlichen sangen besser; das heißt, mit beßrer Stimme. Denn sich mit diesen seltsamen Halbmelodien im rechten Sinne des Worts als Sänger zu zeigen, verbietet die Natur der Sache. — Ich wünschte sie auch gar nicht anders. Im Gegensatze mit unsren abendländischen weichflüssigen Melodieen, (die wir ja ohnehin bis zum eingeorgelten Liedchen des Canarienvogels herab aus allen Kehlen zur Gnüge hören,) scheinen mir die des Altardienstes, von

einer klingenden, tonhaltenden Stimme einfach vorgetragen, eine ganz eigne, dem heiligen Gegenstand angemessene Wirkung hervorzubringen.

Der erste Satz des Oratoriums war kaum zu Ende, als die edlen Frauen, in deren Gefolge ich gekommen war, abgerufen wurden, und so blieb ich mit meinen Gefühlen allein.

Ich kniete auf dem niedern Fußbänkchen am Chorgeländer und trank entzückt die schönen Melodieen, die von drüben herüber wallten. — Alles mit reinem Zusammenklang ausgeführt und gewiß von einem guten Meister gesetzt. Mir unerklärbar drängte sich mitten in die Messe ein Violinconcert hinein. Doch diese Violine (Du weißt, ich nenne sie die Nachtigall der Instrumente) sang so schön und geschackvoll, daß ich ihr ein Allegro, — welches doch gewiß nur in einen Concertsaal, und nicht zur heiligen Nachtmahlsfeyer gehört, — gern verziehen haben würde,

wenn nur wenigstens ein Adagio das eingeschwärzte Zwischenspiel beschlossen hätte. Darauf wartete ich indeß vergebens.

Einige Stimmen der Sopranparthie waren recht angenehm; ausgezeichnet gefällig ein Quartett. Der Schlußsatz, das „Dona nobis pacem“ senkte meine Stirne auf das Chorgeländer nieder.

Mir war unaussprechlich wohl. Diesen Frieden, um den die weichen Töne flehten, — ich Glückliche fühlte ihn in meine Seele nieder steigen. Ach, Schwester, giebts denn ein schöneres Gebet, als das: »Gieb uns den Frieden« — ?

Die Kirche war schon leer, als ich noch, meinen Frieden genießend, mit der Stirne auf den gefalteten Händen lag. Die nicht ganz trocknen Augen, als sie aufblickten, ruhten auf dem Bilde eines Heiligen, der unter feindlichen Waffen sterbend fiel. Eine weibliche Gestalt schien ihn hinüber in das

Reich der Herrlichkeit zu winken. — Dona nobis pacem!

Dritter Brief.

Den 3. Nov. Morgens.

Schon liegt der Dom und der Pallast von Würzburg eine Tagreise weit hinter mir; aber ich bin im Geiste doch noch dort! Laß mich Dir nur noch Einiges erzählen, meine mich so leicht und gern verstehende Serena!

Auf dem Schloßplatze regte sich, als ich aus der Kirche trat, ein vielfarbiges munteres Städterleben. Die soldatische Musik der Wachparade wollte sich nicht gut mit den mächtig aufgeregten Gefühlen des religiösen Sinnes vereinigen und ich eilte, sie gegen so fremdartige Eindrücke zu retten. Da fand ich, eben eines Begleiters bedürfend, unsern Pastor M.* — sinnend vor den Eisen-

gittern des Schlosses. »Sehen Sie nur, sagte er, mir entgegenkommend, eine solche »Duldung gegen das Heidenthum sollte doch »wohl die größte gegen christliche Brü»der erwarten lassen!«

Ich blickte aufwärts, seinem Finger nach, und war in der That überrascht, zu beyden Seiten neben dem goldnen Kreuz in der Mitte die steinernen, zum Theil kolossalen Statüen heidnischer Götterbilder zu erblicken. Ein Herkules, den Riesen zwingend, eine Minerva, ein Apollo neben dem geistlichen Wappen mit dem Kreuz?*)

M.* führte im Weitergehen nach Predigerweise sein in der Domkirche angegebenes Thema »vom Ueberflüssigen« mit einigen Nutzanwendungen auf die Verzierung eines ehmals Erzbischöflichen Pallastes, nicht ohne

*) Diese geschmacklosen Verzierungen sollen unter dem jetzigen kunstsinnigen Regenten hinweggenommen worden seyn.
Anm. des Herausg.

Beyfall seiner andächtigen Zuhörerin aus. Gleichwohl fand ich mich durch diese Kritik aus meinem vom Chor mitgebrachten Ideen-Himmel, worin lauter zufriedne lächelnde Engel schwebten, herabgezogen. Es verdroß mich ein wenig, als ich meinen Verlust gewahr wurde; und vielleicht sollte es gar eine kleine Rache seyn, als ich dem Pastor sagte: „Es gefalle mir durchaus nicht an den Männern, daß sie selten mit Lob anfingen, wo sie nicht mit Tadel aufhörten; dahingegen ihrem anfänglichen Tadel selten ein endliches Lob folge.“

„Ich weiß ein Mittel, Sie zu versöhnen, antwortete er mir lächelnd und mein Verstimmtseyn ahndend, — ich geleite Sie auf kleinem Umwege zu einem Hause, wo wir gemeinschaftlich und um die Wette recht Vieles loben, und Weniges lieber gar nicht erblicken, als tadeln wollen:“ Und er hielt Wort!

Hast Du schon einen Pallast der Ar-

men gesehen? — Gehe nach Würzburg zum Juliusspital! Wandle in seinen weiten Räumen; in seinen für kranke Arme, oder andre schwerzuheilende, wohl und reinlich eingerichteten Zimmern; in die Gemächer der Aermsten aller Armen, der Wahnsinnigen und Verirrten. Wandle in dem schönen botanischen Garten an reichen anatomischen Sammlungen vorbey; tritt in das herrliche Haustempelchen mit dem äußerst geschmackreichen Altar in der Mitte. Lasse Dir erzählen, wie viele Elende schon geheilt, wie viele Jünglinge schon belehrt und mit reichen Kenntnissen für ihre künftige ärztliche Laufbahn ausgestattet, diese Anstalt verließen: dann lasse Dich zum Bilde des edlen Julius führen, und neige Dich vor ihm in weiblicher Demuth.

Giebt es Schutzgeister des Himmels für die Erde, so ist dieser fromme Stifter noch jetzt der Engel dieses Hauses, und der Blick,

der von oben herab sich senkt, mag kein unbedeutender Theil seiner Seligkeit seyn.

Wir langten sehr befriedigt zu Hause, (d. h. hier, im Gasthofe) an.

Das Mittagsmahl überspringt man nicht gern in der Wirklichkeit; desto lieber aber in der Reisebeschreibung. Du findest mich erst gegen Abend in den Straßen von Würzburg wieder.

Mir kam ein langer doppelreihiger Zug singender Frauen entgegen, dem ich fast unwillkührlich folgte. Für uns, die wir die Gesänge unsrer Kirche als Regel einer schönen geistlichen Melodie anzusehen pflegen, gehöret einige Gewöhnung des Ohres dazu, um das Psalmodiren solcher Bittgänge angenehm zu finden.

Hier war viel mehr Einförmigkeit; auch fast immer dieselben wiederkehrende Worte: »Heilige Maria! Holdseligste der Jungfrau»en. (Pause.) Du! (Pause.) Wir arme Sün»der bitten dich; bitt Gott für uns.« —

Aber es macht doch einen unbeschreiblichen Eindruck. Gewiß liegts in der Inbrunst, die sich auf allen Gesichtern, in allen Bewegungen ausdrückt. Der einfältig Glaubende glaubt am brünstigsten. »Wo gehts denn hin?« fragte ich einen alten grauen Mann, der mit gebognen Knieen, Gebete vor sich hinmurmelnd, zur Seite stand. »Ei, antwortete er, (als wunderte er sich, daß ichs nicht wisse,) in die Marienkirche auf dem Markt!« Ich mußte mit. — Dort drängte sich das Volk unter den hohen spitzgewölbten Bogen zusammen. Viele Kerzenflammen flimmerten in der Tiefe des Gangs, und mir schien dort etwas Geheimnißvolles bereitet zu seyn. Der Gesang und das leise Murmeln der mich umringenden Andächtigen, stöhnte und flüsterte immer fort; und immer dieselben Worte: »Heilige Maria; holdseligste der Jungfrauen 2c. Gerade diese kindliche Beschränktheit rührte mich so sehr! Ist's nicht, als ob man Kinder hörte, die ihrer Mutter heiße flehende

Wünsche bringen: immer ihr »Bitte, bitte!« stammeln, ohne sich viel um Redensarten zu bekümmern?

Allmählig wand ich mich, wie's nur irgend ohne Störung der dichtgedrängten Menge möglich war, hindurch zur Mitte der Kirche, wo die räthselhaften Kerzen glimmten. Jetzt, endlich stand ich am Ziel; — ja wohl am Ziel! — Ein Sarg, mit einem großen schwarzen Bahrtuch überhangen, war in dem Kerzenkreis aufgestellt. Es war gewiß schon Vorbereitung für das Fest aller Seelen? Gefragt hab' ich nicht. Wer hätte mir geantwortet. Jeder und Jede der Umstehenden (ach, Serena! es waren so viele blasse kummervolle Gesichter darunter!) hob vielleicht im Geiste die furchtbare, weißbekreuzte Decke ab, und schaute mit frischaufbrechenden Wunden irgend einer theuren verlornen Gestalt in das bleiche Antlitz! Auch ich, Serena, — ich sah, Du weißt wohl w e n! S e i n e blasse müde Gestalt war's, — des Treuen, des

Unvergeßlichen! So still mit den gefalteten Händen, — geschmückt mit meinem Ring; so mit der harmlosen Miene eines armen gedrückten, aber unschuldigen, frommen Lebens; so, wie wir ihn dort gesehn von Deinem Fenster herab in seinem letzten kleinen Haus; dort, wo Du mich halb ohnmächtig und thränenlos in Deinen Schwesterarmen hieltest. Ach! genug, genug! Es war das Fest aller Seelen; — seiner Seele auch! Ich kniete mit unaussprechlicher Ergebung zu den übrigen Knieenden hin. »Heilige Maria!« flüsterte es um mich her. Weiter vernahm ich aber nichts mehr. —

Erschöpft, und ich weiß kaum wie, langte ich in der Herberge an.

Am andern Morgen sagte ich auf der Mainbrücke dem schönen Würzburg Lebewohl. — Dir sage ichs jetzt bis Morgen!

Vierter Brief.

Frankfurt am 4ten November.

Habe ich Dir wohl gestern den Ort genannt, wo ich Dir meinen dritten Brief schrieb? — Ich glaube kaum! — Nun, so erzähl ich Dir heute von Aschaffenburg; denn dort saß ich in einem recht gastlichen Gasthofe (der Post,) und dachte an meine treue Serena, und genoß außer diesem höchsten Genuß noch so viel Schönes und Gutes!

Die Fahrt von Würzburg nach Aschaffenburg, (ein ziemlich starkes Tagewerk für eine Jahreszeit, die ihre Morgenstunden so spät aus der Nacht, und ihre Abendstunden so bald hinein treten läßt!) war wohl nicht ganz so schön, als die erste Station es versprach, doch darum nicht minder glücklich und froh. Einige Puncte zeichnete ich mir hauptsächlich an: — Den lieblichen Blick bei Längfurt, wo der Main, der unterdeß einen weitge-

krümmten Umweg gemacht hat, die Straße wieder durchschneidet, und wo man Fähren zum Ueberschiffen bereit hält; dann die freundliche Lage eines Schlößchens Triefenstein, und den Weg über den Spessart; — ein sich von Süden nach Norden hin erstrekkendes Gebirge. Es hat weder die Höhe und Ausdehnung, noch die romantischwilden Berggruppen unsres Thüringer Waldes. Die Höhen des Spessarts sind sanfter gewölbt, mit schöner Waldung bedeckt. Unsere Straße führte uns unter vielen starkstämmigen Eichen hin, die (wie ich bey dieser Gelegenheit bedauernd erfuhr,) merklich seltner in mehreren deutschen Wäldern werden sollen. So wär's denn auch in dieser Rücksicht Zeit zum alten deutschen Sinne heimzukehren, der diese herrlichen Waldriesen als sein ehrwürdiges Sinnbild, sorgfältiger pflanzen und pflegen würde.

Es dunkelte schon, als wir an dem westlichen Abhange der Berge hinabfuhren. Die

zur Seite sich hinziehenden engen Waldthäler, aus welchen theils truppweise, theils einzeln, kleine Häuser mit hellfunkelnden Fenstern herauf blickten, und Mühlen oder Gewerke treibende Wasser rauschten, erinnerten mich lebhaft an den Steinbacher Grund in der Nähe unsres unvergeßlichen Liebensteins.

Die späte Ankunft in Aschaffenburg ließ mir keine Zeit für Dich; doch der frühe Morgen des gestrigen Tages war Dir geweiht; dann eilten wir, die wenigen, allzuflüchtigen Stunden unsers Aufenthaltes benutzend, in das Schloß.

Das Aeußere des, mit breiten Thürmen umgebenen Gebäudes gewährt durch seine Bauart und ziegelröthliche Farbe gerade nicht einen großen, doch auch keinen unfreundlichen Anblick. Das Innre aber übertrifft ihn weit. Aus geräumigen, wohnlichen Zimmern eilten wir in andre, die mit herrlichen Bildern prangten. Zum Theil Copieen; zum

Theil auch die Werke edler Meister. Einen aber nenn' ich Dir zuerst, dessen großes Werk ich am Fenster erblickte, welches ein Schloßbewohner mir öffnete. Jener Meister ists, der das erste „Werde“ sprach.

Da lag seine Landschaft vor mir! — O Freundin! Wirds doch dem Maler schwer, Gegenden wie diese zu zeichnen: wie dürfte die unbehelfne Feder eines Mädchens sich an eine blose Schilderung wagen?

Sag ich Dir auch: „dort spannt sich eine vielbogige Brücke über den, in seinem flachen Bette weite Krümmungen bildenden Strom; dort dehnt sich die Ebene, von fernen blauen Bergen begränzt, gegen Westen und Süden hin; dort führt eine Stundenlange Pappelallee nach der Frankfurter Strasse; hier ziehen sich schöne Anlagen neben niedlichen Häusern längs den Ufern des Flusses um die Stadt her; dort blinken wohlgebaute Dörfer mit weißglänzenden Häusern; dort blicken die Bäume des „schönen Busches“

(einer lieblichschattigen englischen Anlage) über die weiten Felder herüber: — sag ich Dir auch alles das, so hast Du dennoch nicht einmal einen Schattenriß der Aussicht vom Aschaffenburger Schlosse. Wie ungern verließ ich das Fenster! So herbstlich schön hatte ich noch keinen Morgen gesehn!

Meine Gefühle, als ich, ach so eilend, (denn die Postpferde stampften schon wartend vor dem Reisewagen) durch die mit Malereien geschmückten Zimmer ging, erinnerten mich an meine Kindheit und an meine alten lieben Weihnachtsbäumchen. Warst Du doch auch dabey, wenn wir bald zu dem einen bald zum andern griffen, gafften, ohne zu sehen; naschten, ohne zu genießen!

Alles, was ich an jenen Bilderwänden während einer kleinen halben Stunde erblickte, flattert mir in der Erinnerung im bunten Gewimmel durch einander; doch auch so schon ergötzlich und begeisternd für die hochedle Kunst der Farben. Nur weniges gestal-

tet sich in bestimmteren Umrissen. So z. B. aus dem Zimmer der deutschen Schule eine Sterbende von Albrecht Dürer, umringt von ihrer Familie, die Weihe der letzten Stunde vom Priester empfangend. Ich dachte an unsern Correggio in Oelenschlägers gefühlreichem Stück: »Da sieht man, ruft er im Bildersaale vor einem Werke des deutschen Meisters aus, — da sieht man, daß über den Bergen auch Leute wohnen,« — (Schlage mir doch die Stelle nach; ich erinnre mich der Worte nicht deutlich.) Dann die alten wunderlichen Heiligenbilder auf Goldgrund, von einem alten Landsmann, Martin Schön; auch einige geistliche Männer von Kranach, die einst in Schränke eingerahmt gewesen; eine kleine Magdalena von oder nach Correggio; ein schlafendes Jesuskind von Guido Reni; das sanfte stille Antlitz einer Madonna von — ich weiß nicht wem; endlich noch ein Rembrandt, wo den, im Dunkel der letzten Nacht leidenden Christus

ein lichtströmender Engel tröstet, und Eines von vier großen zusammengehörenden Stükken, Scenen aus Tasso's Jerusalem darstellend, von Julio Romano.

Warum nun nur diese deutlicher mir vor der Seele stehn, da doch gewiß viele eben so ausgezeichnete, wohl noch ausgezeichnetere, die ich mit nicht minder gierigen Blicken schaute, sich fast ganz verwischt haben?

In unserm Gedächtnißschranke, Hirnkasten genannt, sind vermuthlich, (wie oft in unsern Putzschränkchen,) nicht immer alle Fächer hübsch aufgeräumt. Was dann sein passendes Fach in Ordnung findet, legt sich wohlverwahrt hinein; das andere wird unordentlich und zu Ungleichartigem verpackt und zerknittert.

Bey dem letzten Schritt aus dem letzten Zimmer sah ich mich noch einmal um, und die herrlichen Gestalten schienen mir zuzuflüstern: „Ach, willst Du denn schon wieder fort? Bleibe bey uns! Du wirst Dich doch

hernach zurücksehnen nach unserm stillen Leben!«

»Kann ich doch nicht! Darf ich doch nicht!« rief ich schmerzlich zurück, und eilte zu meinen harrenden Gefährten.

Wohl zog ein inniges Sehnen mich während der ersten Stunden unsrer Fahrt, nach dem kaum genossenen Anschaun der herrlichen, aus dem ewigen Lichtreich geschaffenen Farbenwelt zurück. Zum Troste konnte ich doch im Gespräch mit gleichgestimmten Freunden einigen Ersatz für das Verlorne finden. Wir theilten uns wechselseitig unsre Empfindungen und Bemerkungen mit. P. M.* traf in manchen so sehr mit mir überein, daß ich sie Dir als die meinigen geben könnte. So sagte er unter andern der in Mode gekommnen, von hochtönenden Formeln strotzenden Manier vieler anmaßlichen Kenner, womit sie die Erzeugnisse des Genius zu behandeln pflegten, viel Uebles nach.

»Diese Herren, äußerte er, wären ge-

wissermaßen Jean Paul's Katzenberger in der Badereise zu vergleichen, der dem gestohlnen Kätzchen ganz kaltblütig den Kopf einigemal auf dem Hals herumdrehte, nur um es bequemer rezensiren zu können. Das rechte, innere Leben entgehe den meisten, die sich Kennermienen gäben, und mehr Belesenheit in Kunstkritiken, als Erfahrung und Gefühl in Kunstanschauungen hätten. Sie jagten mit ihrem kaltbetastenden Blick und mit ihrem hartangelegten Maßstabe den Geist aus dem Werk hinaus, und balgten sich dann herum mit dem zurückgebliebenen Balg.«

Zu den Beyspielen, womit er seine Behauptung zu belegen suchte, fielen mir jene zwey fremde vornehme Kunstkenner ein, die wir einst, Serena, durch unsern kleinen Bildersaal führten. Für uns ein Heiligthum! Manches Stück darin eine Art von Altarbild das wir oft mit stiller Andacht angeschaut! — Und diese vielgereisten Männer

streiften mit so kalten stechenden Blicken hindurch, und schossen ohn' Erbarmen rechts und links, als wären sie auf einer Hasenjagd, uns unsre liebsten Bilder mit ihren kritischen Windbüchsen tod! Dann weideten sie aus. — Dort war die Hand verzeichnet; dort der Ton zu grau; hier fehlte es an der rechten Lichtvertheilung; hier taugten die Gewänder nichts. »Keine breite Massen! »Die Drapperie zu schwer! Die Schatten zu »hart! der Pinsel nicht schmelzend genug!—« Von jenem Bilde möchten sie wohl einmal das Original sehen; — dieses wußte man in keine Schule zu ordnen. Das, — ja das konnte vielleicht dem großen Raphael angehören; offenbar war es aber nicht im dritten Stil, sondern in seiner ersten schlechteren Manier u. s. w. Hoch erhoben und mit geheimnißvollen Mienen angepriesen wurden dagegen andre, die niemals unsre Gunst zu gewinnen vermocht hatten.

Erinnerst Du Dich noch der langen Ge-

sichter und krausen Mienen, mit denen wir uns hinter dem Rücken dieser Kunstkenner einander ansahen?

Doch scheint es Dir nicht auch, Serena, als machten wir arme Laienschwestern gewisse Forderungen an den Maler, mit denen es zunftmäßige Kenner oft eben nicht so genau zu nehmen pflegen? Der Künstler, der für uns recht zu Dank gemalt haben will, muß auch zugleich ein Dichter seyn.

So viele, tausendmal dargestellten Momente biblischer oder mythologischer Gegenstände sind doch offenbar selbst von berühmten Meistern oft höchst geschmacklos behandelt, auch schon durch die allzuhäufige Benutzung verbraucht worden; so daß schon deshalb ein großer Genius dazu gehört, um ihnen gleichsam eine neue Seele einzuhauchen. Von vielen dieser Schöpfungen könnte man sagen: »Der heilige Geist habe nicht über dem Wasser geschwebt.«

Mir ist Zeichnung und Farbe eines Ge-

mäldes nichts anders, als Sprache und Ausdruck eines Gedichtes. So wie ich bey diesem, da wo eine schöpferische Phantasie den Stoff gebildet hat, auch einen hier und da vernachlässigten Ausdruck gern und leicht verzeihe; so fällt mir bey dem Bilde, das ein poetischer Maler erfand, mancher für Viele sichtbare Fehler seines Pinsels nicht auf; dahingegen mich auch die vollkommenste Darstellung einer geistlosen Erfindung unbefriedigt und kalt läßt.

An jenem schönsten Tage des Augusts, wo ich zu Deines Oheims Burg und zur Feyer eines Abends reiste, dessen Schilderung ich Dir, um einer neuen Mahnung zu entgehn, in einem meiner letzten Reisebriefe einzuschalten gedenke, — an jenem Tage ruhte ich während der schwülen Mittagsstunde zu S*, einem Landhause, dessen Herrschaft seit Jahren schon abwesend war.

Der Verwalter, (welcher die tiefe gemüthliche Stille, mit der ich im Schatten auf

der Steinbank vor der Thüre, unter flatternden Tauben, pickenden Hühnchen und schnatternden Enten saß, — für Langeweile hielt, die er aus schuldiger Höflichkeit zu vertreiben suchen müsse,) that mir den freundlichen Vorschlag, die herrschaftlichen Zimmer des zweyten Stocks zu besehen; und da eine Gefälligkeit der andern werth ist, so schlenderte ich hinter ihm durch die schauerlich öden Gemächer her, die er vor mir aufschloß. Das unheimliche Gefühl, welches mich in lange nicht bewohnten Zimmern, wo die Geräthschaften, ohne jemals ihren Platz zu wechseln, verbleichen und veralten, gewöhnlich befällt, unterdrückte ich dem guten Mann zu Gefallen, und lobte ihm die großblumigen seidenen Stühle, die schwergefalteten Vorhänge, die schnörkelreichen, mit geschnittenen Glasrahmen eingefaßten Spiegel und die Papiertapeten des Saals, welche ehedem eine rothe, jetzt nur noch eine weiße Rosenlaube darstellten.

Von der Wand her sah'n mich hier und da alte Herren mit langen Perücken und steifgeschnürte, in der Mitte libellenartig geformte Damen mit hochhinaufgewichstem Haarputz ernsthaft an. An andern Stellen mochten vielleicht beßre Bilder oder Kupferstiche gehangen haben, wie die noch hervorragenden Nägel vermuthen ließen.

Hier," sagte mein Führer am Ende der Reihe, während er aus einem großen Bunde klingelnder Schlüssel den rechten suchte, »hier ist auch noch ein kleines Kabinet der gnädigen Frau. Die Möbels sind herausgeschafft, aber die Aussicht ist doch ganz hübsch." Kurz, wir traten auch in dieses, und mein erster Blick fiel auf ein in der Wand eingerohmtes Oelgemälde, das einen großen dauernden Eindruck bey mir zurückließ.

Es war ein Sterbezimmer, doch alles, was diese Scene Zurückstoßendes und Herzzerreißendes für den Zuschauer haben konn-

te, war gemildert und verklärt durch ein einfaches, frommes, ja himmlisches Gemüth!

Die ganze hier versammelte Familie wäre auch Dir, Serena, in wenigen Minuten so bekannt gewesen, wie die eines Hauses, wo Du Jahre lang aus und eingegangen. Der Sterbende, ein noch junger Mann, auf hochgepolsterten Kissen ruhend, war sehr bleich, doch unentstellt, fast lächelnd, wie in einem unbekannten süßen Traume. Zur linken Seite des Lagers saß ein jugendlich schöner Geistlicher (gewiß zugleich sein Freund!) mit festgefalteten Händen zu ihm hingeneigt, gleichsam den letzten Odemzug belauschend. Er spricht keine Tröstungen mehr aus, da ein andrer höherer Tröster sein himmlisches Amt bey der scheidenden Seele schon begonnen zu haben scheint.

Die ehrwürdige Mutter des Kranken kniete zur Rechten an einem Sessel, das Gesicht, voll Thränen und voll Ergebung, vom theuren Sohne abgewendet, dorthinaufblik-

kend, wohin er zu ziehen im Begriff stand. Ihre ausgebreiteten Hände sagen: „Nimm ihn, Herr! Er ist Dein!“

Nahe an ihr, ganz dem Beschauer zugekehrt stand der alte Vater, in männlichem Schmerz, in männlicher Fassung. Den sich zu seinem Ohre hinneigenden Arzt blickt er fragend an: „Ist denn keine, keine Hoffnung mehr?“ Die trostlose Antwort bebt auf der Lippe, spricht sich in der Bewegung der Hand, in der ernstgerunzelten Stirne des Doctors aus.

Und zur linken Seite des Vorgrundes nach dem Fenster gewendet, dort, Serena, erblickst Du die junge Gattin; — vor ihr zwey knieende Knaben. Der Aeltere, dem die gelben Haare lang und schlicht über den Rücken fallen, versteht den großen Sinn dieser Stunde. Er hebt die zusammengelegten Hände und die unschuldigen Augen zu dem blauen Himmel hinauf. Dem Kleinsten hält die hoffende, — auch da, wo alles aus ist,

immer noch hoffende, — Mutter die Händchen zum Gebet zusammen; und dieser Engel weiß es nicht, was hier vorgeht, und was er soll! Er dreht sein Lockenköpfchen nach ihr um und lächelt sie holdselig an! — Ein starker Lichtstrahl, (der Röthe nach, ein Abendsonnenstrahl, — hier, wo der Tag so vieler Herzen sich geneigt hat!) bricht durch das Fenster herein, und setzt im dämmernden Sterbezimmer nur die Mutter mit ihren Söhnen ins höchste Licht. Das kömmt von Oben! Es heißt: »Getrost! Ich lebe noch!«

Dieser Maler war wohl schwerlich ein berühmter Mann. Nicht blos mein Begleiter wußte mir ihn nicht zu nennen; auch der Besitzer, den ich späterhin schriftlich fragte, kannte ihn nicht. Aber war er nicht ein Dichter? — Mächtige Erhebung, sanfte Rührung, dauernde süße lebendige Erinnrung: das ist mir das Höchste, was die Kunst leisten kann; und es in schöner Vereinigung zu geben vermag wohl nur allein der Mann, zu

dem dort im Schiller'schen Liede („die Theilung der Erde") der Olympier sprach:

„Willst du in meinem Himmel mit mir
leben?
„So oft du kommst, — er soll dir offen
seyn!

Fünfter Brief.

Frankfurt am 5ten Nov. Abends.

In der freyen Bundesstadt Frankfurt am 5ten November an eine deutschsinnige und sinnigdeutsche Freundin schreiben, und einen andern Gegenstand, als die Eröffnung des Bundestages oben hinstellen, — das hieße doch wohl, sich dem Verdacht aussetzen, man habe entweder nicht am 5ten November, oder nicht in Frankfurt geschrieben?

Du irrtest indeß, wenn Du glaubtest, ich könnte Dir über die Feyer dieses mit

Glocken und Kanonen laut genug eingeläuteten und angedonnerten Tages mehr verkünden, als die bewußte langschäftige Zeitung, welcher wir ehedem so gern den blasenden Postreuter ausschnitten.

Da ich, wie Frauen ziemt, nicht wenig auf der Väter fromme Sitte halte, so hätte ich wohl gewünscht, Dir die Schilderung eines kirchlichen, mit dem großen Zwecke dieses Tages verbundenen Festes geben zu können. Es war mir nicht recht, darf ich Dir wohl gestehn, daß die Glocken so zum Tag hineinläuteten, und nicht, wie sie eigentlich immer sollten, das Zeichen gaben, die Tempel seyen zu Gebet und heiliger Weihe geöffnet.

Zogen doch die deutschen Kaiser, wenn sie für das Wohl des Reichs zu sorgen gelobt hatten, betend zu den Altären und empfingen ihre Kronen an heiliger Stätte. Die Gesandten der deutschen Fürsten, für Deutsch-

lands Wohl versammelt, hätte ein ähnlicher Sinn wohl auch geziert!

Sollte es wahr seyn, was man hier behauptete, daß zwar die Meisten diesen innern Beruf gefühlt, und nur äußere, den verschiedenartigen kirchlichen Verfassungen angehörige Verhältnisse, eine Uebereinkunft über die Art der Feyer vereitelt hätten? In diesem Falle hätte ich außer dem so oft gemißbrauchten, und nur hier am rechten Orte nicht gebrauchten »Herr Gott, dich loben wir!« auch noch jenen Gesang vorschlagen mögen, den, (nach der Erzählung des ehrwürdigen Pfarrers in Vossens Luise,) die drey Ankömmlinge auf der Bank vor der Himmelsthüre gemeinschaftlich anstimmten, als Petrus sie aus guten Gründen an der verschloßnen Pforte ein wenig harren ließ.

Deine Rosalie begrüßte in Gesellschaft verehrter Gefährten diesen so lange her umsonst erwarteten Morgen von der Zinne des Domes herab.

Möge die Einheit und das Glück des lieben Vaterlandes (dessen Wiedergeburt deutschen Männern so viel Blut, und deutschen Frauen so viel Thränen gekostet hat,) nicht sinnbildlich angedeutet seyn durch den schweren dichten Nebel, der heute über Frankfurt lag, und späterhin in großen Tropfen niederrann! — —

Welch eine entzückende Aussicht habe ich entbehren müssen! Auch schon die nahen einzelnen Gegenstände, die, wie Trümmer einer großen Schöpfung aus den grauen Nebelmassen blickten, ließen uns die Mühe nicht bereuen, die enge, über dreyhundert Stufen hoch hinaufgewundene Treppe erstiegen zu haben.

Tief unter uns lag der Römer, und ragte wie ein Denkmal auf längstverfallnen Kaisergräbern hervor.

Der breite, unter der schönen bogenreichen Brücke langsam hinabziehende Fluß verlor sich bald in den weißgrauen qualmenden

Erdwolken. Wir beschlossen bey unsrer Rückkehr, wenn sie mit einem freundlicheren Himmel zusammentrifft, diesen Thurm noch einmal zu ersteigen. Dann schreib ich Dir vielleicht über ihn und die unten liegende fast tausend Jahr' alte Kirche.

Schon rüstet man sich zur Abreise für Morgen, und der vorige Brief hat meine wenigen Schreibstunden so ziemlich aufgezehrt; darum darf ich Dir von Vielem, was ich Dir über unsern kurzen, doch wohlbenutzten Aufenthalt zu Frankfurt sagen möchte, nur Einiges geben. Vor allem aber muß meine Serena, die unsre Reisefreuden und Leiden so schwesterlich theilet, wissen, daß der Tag unsrer Ankunft der schönste seit vielen Wochen war.

Eine helle Sonne, eine Luft, die der November vom August geliehen zu haben schien, und einige nicht mißlungene Scherzlieder aus der Reisetasche brachten das Barometer der guten Laune merklich zum Steigen;

obwohl es bisher schon noch niemals unter schön gestanden hatte. Hier und da eine Strecke Wegs wanderte ein Theil der Reisegesellschaft fröhlich plaudernd neben den leeren Wagen her. Im Wäldchen vor Seligenstadt klangen die Hörner der Postillons so lustig; die Gegend prangte bis zur weitesten Ferne so reich mit ihren Städten und Dörfern in gartenähnlichen Feldern; der Main zog so sanft und himmelblau neben uns fort, daß ichs schon damals aufgab, Dir's recht zu beschreiben, wie wohl mir zu Muthe ward!

Die Umgebungen Frankfurts sind schöner als sein Inneres. Nicht als ob es an großen hübschen Häusern fehlte, aber sie stehen, mit Ausnahme derer, welche die herrliche Zeil und einige Plätze verschönern, oft in zu engen krummen Gassen. Um so prachtvoller fällt eine neuangelegte Häuserreihe am Maine aufwärts (die schöne Aussicht genannt) in die Augen. Das Schöne ist vielleicht überall nur am rechten Platze schön. Wie

ein Bauherr sich entschließen kann, ein mit Säulenpforten verziertes pallaſtähnliches Haus in eine enge, dumpfe, winkliche Gasse zu stellen, begreife ich nicht. Es nimmt sich da, scheint es mir, eben so abgeschmackt aus, wie eine Schöne, die im reichsten geschmackvollsten Ballkleide unter dem Schmutz einer von tanzenden Dirnen wimmelnden Dorfschenke zu glänzen versuchte. »Alles zur rechten Zeit! Alles am rechten Orte!« Das waren zwey goldne Regeln der lieb- und tadelreichen Großmama, die aus jenem einfachen Grundsatze, wie aus einem unscheinlichen Ei, ihre ganze Moral und Aesthetik auszubrüten wußte.

Auf der Mainbrücke, die wir gestern an einem unvergeßlichen, himmelblauen, mit zartem, durchsichtigem Duftschleier geschmückten Morgen besuchten, waren wir zweifelhaft, ob dem Blick stromaufwärts oder dem, abwärts, der Vorzug gebühre; doch die schon

genannte „schöne Aussicht" entschied für den ersten.

Von da umgingen wir auf reinlichen Wegen zwischen Gartenanlagen auf ehemaligen Wällen hin die Stadt und fanden noch manches Plätzchen, von dem wir ungern schieden. An dem kleinen, doch reichhaltigen Bethmannischen Museum geht der Kunstfreund gewiß nicht vorüber. Außer guten Gypsabgüssen der berühmtesten Marmorbilder des Alterthums blickt dort Danneckers Ariadne, die wohl mit der Zeit auch ein antikes Kunstwerk werden kann, mit dem idealischschönen jungfräulichen Gesichtchen, lehnend auf einem langsam schreitenden Panther, wie im Gefühl ihrer Schönheit stolz, und doch sehnend, himmelwärts, als suchte sie die Sonne der griechischen Zone.

Unser Freund, der Kunstsammlungen lieber allein, als in bunter Gesellschaft sieht, trat in den Gartensaal, als wir Uebrigen ihn verließen, und da er uns späterhin eilend

einholte glühte sein Gesicht nicht blos vom Laufen, wie er versicherte, sondern auch vom Entzücken über die Ausführung („Verklärung“ war sein Wort,) des Modelles, das er vor sechs Jahren in der Werkstätte des Schöpfers der Ariadne gesehen hatte.

Viel Gutes sagte er uns vom wackren Künstler: wie freundlich und sinnig damals seine lehrreiche Unterhaltung über die herrlichen Zierden seiner Sammlung, (theils eigne Arbeiten, theils römische Abgüsse von Antiken,) gewesen sey; wie guter Laune er ihn getroffen, da eben der Marmorblock zur Ariadne nach vielfältigen Fährlichkeiten und Plakkereien glücklich, wie wohl sehr theuer, angekommen; mit wie viel Geist und Gemüth er das Brustbild seines Jugendfreundes Schiler, von welchem auch die Bethmannische Sammlung eine Copie besitzt, gearbeitet, und den starren Marmor gezwungen habe, nicht blos die Z ü g e, sondern auch, so viel

dieß möglich, die S e e l e des edlen Dichters wieder zu spiegeln, u. s. w.

So wurde uns nun das göttliche Mädchen von Creta immer lieber, und ich wünschte mich noch einmal zurück in das ihr geweihte Tempelchen, auf jenen Sitz, von welchem aus man sie im schönsten Lichte, (in einem m a g i s c h e n, wenn der rothseidne Vorhang niedergelassen wird,) sich auf dem beweglichen Fußgestelle wenden sieht; nach jeder Wendung mit neuen, von einer reinen künstlerischen Phantasie erschaffnen Reizen geschmückt.

M.* scherzte wohl, als er sie ein höchstgelungnes Bild, aber eine verfehlte Ariadne nannte. »Denn, setzte er hinzu, bey dieser sittigjungfräulichen Sinnigkeit wäre sie mit keinem Theseus dem Vaterhause entlaufen, und bey dieser Schönheit hätte kein Theseus sie verlassen.«

Auf unsrem fortgesetzten Spaziergange zum würdigen Denkmale hessischer Krieger,

deren Namen jetzt dasselbe feindliche Erz verewigt, das ihnen den Tod gab, wurde im wechselseitigen Tausch der Ideen noch mancher Gedanke frey, der sich im Saal der Steinbilder gleichsam dem Keime nach zu entfalten angefangen hatte.

So äußerte z. B. Jemand: »Der Genuß, welcher sich blos auf das Bewundern und Wohlgefallen der vor Augen stehenden Gestalt eines Kunstwerks dieser Gattung beschränke, sey bey weitem nicht der höchste, den es zu gewähren vermöge. So wie unter den Catholiken es manche gebe, die das Bild selbst meinten, zu dem sie die Hände bittend erhöben, andre aber es nur als Symbol eines höheren geistigen Wesens verehrten: so gefalle manchen Beschauern berühmter Statuen nur die materielle Form selbst, so zu reden der Körper des Bildes, dahingegen andere sich zu einer höheren, geistigeren Anschauung zu erheben vermöchten.«

Ich gestehe Dir, Serena, nicht ohne

ein wohlthuendes Gefühl, daß ich in dieser Bemerkung meine eignen Empfindungen bey dem Anschaun der eben betrachteten Götterbilder wieder fand.

Als ich dort im Blick auf Danneckers Werk verloren saß, da würdigte ich es erst ganz, als meine Phantasie den rohen Marmorblock an seine Stelle schob, und den Künstler daneben stellte. Ich sah ihn unter seinen schönen bildnerischen Ideen verständig und sorgsam die schönsten wählen; ich sah ihn, wie er, ohne noch den Meisel anzusetzen, alles Ueberflüssige von dieser todten Stein-Masse hinwegblickte (möcht' ich sagen,) und wie dann durch unermüdlichen Eifer ein Steinsplitter nach dem andern absprang, und so nach Jahren erst der dicke Erdmantel sank, »der das Himmlische verhüllte! Da, Serena, war die Wonne des Gedankens: »daß es dem menschlichen Geiste verliehen ist, so schaffend zu erfinden und so ausharrend zu schaffen,« das Allersüßeste in meinem Genuße!

In Gottes großen Werken soll man überall den Schöpfer suchen; so gewiß auch in allem Würdigen und Schönen was der Mensch hervorbringt, überall den Menschen.

Uebrigens fand aus unsrer letzten Unterhaltung über Malerey noch Manches auch hier seine Anwendung auf die Werke des Meisels. Folgende vereinzelte Gedanken des Gesprächs hebe ich Dir noch aus:

„Die Malerey hat mehr einen weiblichen, die Bildhauerkunst mehr einen männlichen Charakter.“

„(Beyläufig: — Hat es wohl gegen nicht wenige Frauen die mit Ruhm den Pinsel geführt, auch nur Eine gegeben, die des Meisels mächtig gewesen wäre? Uns allen wollte kein Beyspiel einfallen.)

„Die plastische Kunstbildung bestand früher, als die der Farben, wurde wenigstens eher vervollkommnet. Auch in der Schöpfung war die Frucht wahrscheinlich früher, als die Blüthe.“

»Die Bildhauerey hat mehr, als irgend eine darstellende Kunst etwas Göttliches in der Idee. Die Werke des großen Weltgeistes sind ja auch plastischer Art!«

»Die Malerey reicht dem Genius der Kunst liebliche Blumen an seine Brust; die Bildhauerkunst hebt ihm köstliche Früchte, an die zart berührenden Lippen. Die Sonne aber, welche die Blumen färbt und die Früchte zeitigt, das ist die Dichtkunst.«

Den 6. Nov. Morgens.

Der geschäftige Lärm einer lebenreichen Handelsstadt kann einer Freundin ländlicher Stille wohl Stunden-, doch nicht Tage lang ergötzlich seyn.

Dieses unaufhörliche Rollen, Rufen, Reiten, Klappern, Stampfen, Rasseln rc. ist der ruhigen Sammlung des Gemüthes und allen den schönen Beschäftigungen, die

sich an dieser reinen Quelle, wie Blumen an einem klaren Bächlein, nähren, höchst ungünstig. Der, — oder lasse mich lieber sagen die Reisende, die bey ihrem Aufenthalte in großen Städten die lebendigste Straße bewohnt, kann leicht dahin gelangen, zuerst in einer gewissen unmuthigen Zerstreuung, dann zum Zeitvertreib und endlich aus Neigung viele edle Stunden am Fenster zu vergaffen. Daß aber dieses nutzlose Geschäft mit möglichster Gedankenlosigkeit getrieben werden könne, beweiset mir — ein Pudel, den ich gestern aus einem benachbarten Fenster mit sichtbarer Gafflust auf die Straße herabschauen sah, so oft ich hinblickte.

Auch ich habe mich in diesen Tagen schon einigemal heimlich ausgescholten, wenn ich mich so mit großen Augen und kleinen Gedanken, die vorüberziehende Thätigkeit unthätig beschauend, ertappte. Gerade so sah ich zuweilen einen dörfischen Stoffel mit seiner Stoffeline auf dem Jahrmarkte in der

Stadt, immer eins das andere wegzerrend, an einem Guckkasten stehen. — Auch glaub' ich beynahe, ich fing schon an, das Maul ein wenig dazu aufzusperren, wie Jene!

Die Versuchung nach dem Fenster hinzulaufen ist vielleicht klein für den, der unter solchem vieltönigem, regsamem Treiben seit langer Zeit heimisch ist. Ich aber konnte es bis jetzt schwer über mich gewinnen, nicht aufzuhorchen, wenn z. B. ein Paar kreischende Stimmen von Verkäufer und Verkäuferin in ein närrisches, vom Zufall gestimmtes, Duett geriethen; und dann mußt' ich nothwendig auch wissen, wie die Sänger aussahen. — Oder ein seltsames taktloses Hufeisenklappern nöthigte mich blos deshalb hinauszuschauen, weil ich vorher in Gedanken zu mir gesagt hatte: »Das Pferd muß wohl hinken?« — Oder ein mächtiges eiliges Rollen zwang mich zum Sprung ans Fenster, um mir einen zierlichen Wagen zu zeigen, der, vorn mit zwey schönen Pferden, und

hinten mit zwey reichen Livreen angeschirrt, seinen Besitzer aus Einer Langenweile in die andre fuhr. — Oder ein Posthorn, (dessen Reizen ich ohnehin schwerlich widerstehe,) musicirte mich herbey, und ich mußte nicht blos hören, sondern auch sehn, wie es das wenig aufmerkende Frankfurt mit allerley lustigen Stücken anblies, während aus der langsam nachgeschleiften Post-Arche allerley Geschöpfe, mühselig über einander hinhokkend, mit braunen Alltagsgesichtern und weißen Nachthauben sich verdrüßlich zum Fensterloche hinaus nach der ersehnten Herberge umsahn. — Oder endlich, eine Post ganz andrer Art bannte mich mit einem unheimlichen hohlen Gepolter und langsam schwerem Pferdeschritt, wider Willen, auf ein hohes, schwarzüberhangnes Gerüste hinabzublicken, das einen verhüllten, nun von allen Erdenreisen ausruhenden Unbekannten in die letzte Herberge führte.

Dieß war erst heute am frühen Morgen

der Fall; und außerdem knarrten und rasselten eine Menge Fracht- und andrer Wagen in so ununterbrochner Reihe vorüber, daß an keine Ruhe mehr zu denken war, und ich daher mein letztes Stündlein in Frankfurt noch zu einem Anhang des gestrigen Briefes zu verwenden beschloß.

In ihm kann allenfalls noch die Nachricht Platz finden: daß der gestrige Feyertag mit einer großen „Bundestags-Gesandten-Theegesellschaft" (so umgeh ich kurz das französische Wort Assemblée,) beschlossen wurde.

Ich zog es vor, diese Abendstunden Dir, (das heißt wohl auch, mir) zu schenken, da es mir ja ohnehin schwerlich gelungen seyn würde, jenen wichtigen Staatsmännern etwas zu sagen, das bedeutend genug gewesen wäre, um es selbst einer Antwort werth zu finden; einer solchen nemlich, die sich über gewöhnliche Gesellschaftsfloskeln hinaus erstreckt.

Uebrigens soll in dem gestrigen großen

diplomatischen Thee fast mehr französische Conversation, als deutsche Unterhaltung statt gefunden haben. — —

Dieß kann aber wohl nur auf den ersten Blick befremden! — Dergleichen officielle Prunkgesellschaften haben ihrer Natur nach, scheint es mir, etwas Steifes und Einzwängendes, und aus solcher Unterhaltungsnoth plaudert man sich in einer fremden Sprache, — gleichviel welcher, wenn sie nur geläufig ist, — weit leichter heraus. Das ausländische Idiom ist wie eine Redouten-Maske, hinter welcher man sich in fremdartigen Verhältnissen viel ungezwungner und unverlegner fühlt.

Auch hier gilt das vorhin erwähnte Sprüchlein wieder: »Alles zur rechten Zeit! Alles am rechten Ort!«

Indem ich Dir nun noch die Städel'sche Kunstsammlung, (freylich zu reich für flüchtige Reisebriefe!) nennen, und außerdem erzählen wollte: daß ich vorgestern ein Schau-

spiel, („Partheiwuth" von Ziegler,) sah, in welchem ein Schauspieler den blutdürstigen kalten Bösewicht so gut spielte, daß er sich in der That allgemeinen Haß zuzog, und am Schlusse mit verdientem Beyfall herausgerufen wurde, — ruft man mich selbst hinaus. Alles packt und rennt eilig durcheinander.

Noch einmal an Dein Herz; — dann in den Wagen!

Sechster Brief.

Im Schlosse zu Bieberich,
den 7. Nov. Morgens.

Ich rückte mein Tischchen ans Fenster; die Blättchen zum sechsten Briefe für Dich lagen schon bereit, und ein neugespitztes Federchen (schon das dritte „chen" in drey Zeilen!) sagt Dir den freundlichsten guten Morgen.

Da schreibe aber Einer mit Ordnung und Zusammenhang, wenn sein linkes Auge nach

Mainz und sein rechtes in das beginnende Rheingau hinschielt! Und gleich unter dem Fenster — — Serena! . . —

Doch lasse mich, — um nur erst ein Wenig meine Gefühle, die wie Flügelpferde immer mit mir durchgehen wollen, zu sammeln und zu zügeln, — lasse mich vor allen Dingen Dir erzählen, was mir selbst so eben erst erzählt wurde. Als ich auf dem Balkon des herzoglichen Schlosses im Anschaun einer Landschaft versunken stand, die ich mit keiner mir bekannten zu vergleichen wußte, trat unser Freund zu mir und schwieg so lange, als er mich durch Reden zu stören fürchtete. Dann, als ich ihn fragend anblickte, begann er, wie folgt:

»Ich bin heute durch ein seltsames Wiedersehen überrascht worden; das mich noch jetzt im Innersten bewegt.«

»Auf meiner Reise durch die Schweiz nach Italien hielt mich der schöne, mit Himmelsfarben schillernde Constanzer See meh-

rere Tage an seinen anmuthigen Ufern fest. Mein Blick hob sich in unbeschreiblich reizendem Wechsel bald zu den Apenzeller Schneegebirgen (den ersten Alpen die ich sah) empor, bald ruhte er in den dunkelgrünen fruchtreichen Feldern die den weithingedehnten See umkränzten. Den taglangen Weg von Mörsburg bis Lindau hatte ich, wie einen Spaziergang, zurückgelegt. Dann wanderte ich dem reizenden Reineck zu. In jener Gegend gesellte sich ein Wandersmann zu mir, der mich gleich nach dem ersten Grüßen unaussprechlich interessirte. »Ich bin, sagte »er mir, da ich seine nähere Bekanntschaft »suchte, von Geburt ein Schweizer und auf »meiner Reise nach Deutschland begriffen. »Eigentlich habe ich nirgends recht Ruhe und »muß immer reisen, wenn mir wohl seyn »soll.« Darnach sah er mir auch aus. — Es war ein rüstiger alter Mann, nervig und breit gebaut, die riesenmäßigen Glieder schnell und kräftig bewegend. Wenn er nicht

laut sprach, brummte er wenigstens in den Bart. Er hatte viel erlebt und war Zeuge ungeheurer Kriegsthaten gewesen. Er erzählte auch von der alten Römerherrlichkeit, als ob er dabey gewesen wäre. Seine mercantilischen Kenntnisse waren ausgebreitet. Er sprach Deutsch, Französisch und Holländisch mit Geläufigkeit und schien mit der Nordsee so vertraut zu seyn, wie ein englischer Matrose. Kurz, ich konnte mich nicht mehr von ihm trennen. Ich ging mit ihm über den See nach Constanz zurück und begleitete ihn noch eine weite Strecke gen Basel hin, obgleich mir mein Reiseplan eine andre Richtung anwies. Ein sonderbarer Fall oder Zufall trennte mich von ihm. Wir waren still und ruhig, uns einander freundlich anblikkend, neben einander hingewandert, als er eines Tages nicht weit von einer mir ewigunvergeßlichen Mühle mit schauderhaftem Brüllen vor mir niederstürzte. Betäubt an allen meinen Sinnen stand ich da. Die hef-

tigsten sein ganzes Wesen zerreißende Zuckungen arbeiteten in ihm, und ein weißer Schaum bedeckte ihn.

»Ich wollte hinzu. »Um Gottes Willen nicht!« schrie ein Fischer, der ihn zu kennen schien; —»um Gotteswillen nicht! Sie sind verloren, wenn Sie sich jetzt von ihm packen lassen!« — Ich traute der Warnung und wich zurück; dann trat ich tieferschüttert von diesem furchtbaren Anblick meinen Rückweg an, da ohnehin mir die Zeit längeres Weilen verbot.«

»Gestern, — (so fuhr der Pastor fort, der, wie ich Dir gern gestehe, meine Neugierde nach weiteren Nachrichten von jenem seltsamen Manne ziemlich lüstern gemacht hatte) »gestern, stellen Sie sich mein Erstaunen, gewissermaßen auch meine Freude vor! — als wir beynahe Wiesbaden erreicht hatten, blicke ich zufällig auf, und, täuscht mich nicht alles, so geht dort der wunderbare Schweizer! — Ich fahre auf, ich schreie

zum Wagenfenster hinaus; — doch es war nur ein Blick. Der böse Regen, strömte wieder dichter nieder und ich hatte den Alten aus dem Gesichte verloren. Voll vom Gedanken an ihn lange ich im Abenddunkel hier in Biberich an, träume von ihm, und erwachend richte ich mich im Bette empor: — da zieht er draußen schön und still, und herrlich geschmückt vorüber. — Rasch aus dem Bette, ihm entgegen! — O du lieber R h e i n — o Vater Rhein! rief ich hinaus.“ — —

In diesem Augenblick, Serena, wußt' ich freilich, woran ich war. — »Und gabst Du denn dem Paster keinen Klaps? fragst Du mich. — Ei gewiß! einen großen! aber mein Dank war doch größer!

Da draußen, hart vor dem Fenster, zieht er wirklich hin, und streckt riesenhafte Arme aus, womit er grüne Inseln umschlingt. Mainz mit seiner fast 800 Schritte langen Schiffbrücke liegt dort ganz in der Nähe (kaum eine Stunde weit); hinter ihr scheint sich der

majestätische Strom ins Endlose zu verlieren. Gegenüber und zur Rechten weit hinab blikken wohlgebaute Dörfer an seinen Ufern, aus den Bäumen hervor. Ach so schön habe ich mir unsern Rhein doch nicht gedacht! — Wer aber könnte denn auch sich etwas so schön denken, daß die allmächtige Natur es nicht zu erreichen vermöchte! Jedes kleine Bildchen unsrer Phantasie ist ja immer nur ein blasser Wiederschein von großen Naturgemälden, die der Meister vor uns hinstellt, daß wir ihn erkennen und lieben lernen möchten!

So oft schon, — auch heute wieder, — fragte ich mich: ob man die Welt nicht eben so wohl Gottes G e d i c h t, als seine S c h ö p f u n g nennen könnte? Und Dir fällt vielleicht hierbey jene mir gegenwärtige Stelle Deines Erinnerungsbuches aus einem Deiner Lieblingsdichter ein:

»Im Weltall war Poesie früher als Pro-
»sa, und der Unendliche müßte vielen

„engen prosaischen Menschen, wenn sie „es sagen wollten, nicht prosaisch genug „denken.“ *)

Hier breche ich für jetzt ab, da eine liebe unwiderstehliche Stimme mich ins Freye ruft. Kein Freund ist es, der mich lockt, sondern eine Freundin, oder auch eine Mutter, ja eine Gottestochter, eine allgewaltige, allernährende und beseligende Schöpferin; — die Natur ists die ich meine!

Den 8. November.

In meinem gestrigen Blatte findest Du kein Wörtchen über unsre Fahrt von Frankfurt hierher. Ich hole es jetzt nach.

Ein mir übrigens unbekannter Naturforscher in Mailand, der, Zeitungsberichten

*) Jean Paul.

zufolge, die seit einigen Jahren herabgeströmte Wassermasse des Regens zu berechnen sucht, hätte allerdings auf unsrer letzten Fahrt wichtige Beobachtungen anstellen können. Ich aber, die wie Du weißt, lieber berechnen möchte, wie viele Rosen, Nelken, Vergißmeinnicht und andres solch liebes Zeug man seit Jahren geerndtet, — drückte mich still ins Wageneckchen. Während es an dem aufgezognen Fenster unaufhörlich niederflutete, zog ich ein Büchlein hervor, das ich in Frankfurt mitgenommen. Die neuste Minerva war's; — ein ganz artiges Mädchen; weit umgänglicher als die alte Tochter des donnernden Zeus. Da man jetzt selten einen so grossen Kopf findet, wie Jupiters Haupt; so thun sich mehrere kleinere zusammen, und brüten das Töchterchen gemeinschaftlich aus. Auch dieß neuste liebe Kind trat mit ihrer Aegide der Langenweile siegreich entgegen. Messire La Motte Fouqué, führte uns nach Schloß Finsterborn, und wir irrten mit seinem Ju-

lius so lange in den wild- schauerlichen Forsten umher, bis wir uns in der Gegend von — Wiesbaden wieder zurecht fanden.

Diesen schönen, alljährlich stärker besuchten Badeort, durchwanderte ich gestern Nachmittags unter dem Regenschirme. Aus vielen Fenstern der reinlich-zieren Häuser schien mir die Wohlhabenheit in der Gestalt gemüthlicher weinwangiger Menschen herauszugucken. Man begünstigt den Anbau neuer Häuser sorgfältig, sogar durch Prämien.

Eine ansehnliche Straße ist seit Kurzem entstanden, und ein Unternehmer beginnt nächstens den Bau eines so großen Hauses, das die Bauprämien 17000 fl. betragen. Ein erst seit kurzer Zeit erbauter Gesellschaftssaal giebt wohl einigen tausend Menschen schönen gefälligen, ja sogar prächtigen, mit Marmorsäulen verzierten, Raum. Die herzogliche Loge mit niedlichen anstoßenden Zimmern muß bey reicher Beleuchtung und brillirender Besetzung eine schmucke Ansicht ge-

währen. Als ich aus dem Saale trat fand ich P. M.* — mit einigen unsrer Begleiter vor den schönen Baumreihen, die den Spazierplatz beschatten, im Angesicht des großen, auch von Außen mit Säulengängen geschmückten Gebäudes, stehen, um nach Männerweise die Fehler desselben mit Kennermienen zu erspähen. Das Portal war ihnen nicht recht im Verhältniß mit dem Ganzen, die zwey Seitengebäude kleinlich; jenes konnte so, dieses aber so, und etwas anders ebenfalls wieder anders eingerichtet seyn. — Was ging es mich an! Mir gefiel's gar wohl! Selbst den allerdings lästigen Umstand, die kalten Novemberstürme nicht zu lauen Juniusabendlüften umzaubern zu können, ertrug ich mit frommer Ergebung.

Die heißen Quellen Wiesbadens sind, wie man mir sagte, an vielen Stellen aus dem Boden zu locken. Ein großer ummauerter Behälter enthält ihrer mehrere, und sie kündigen sich schon von Weitem durch einen

dichten leichtaufwallenden weißen Dampf an. In der Nähe glaubt man sich an die Siedpfanne eines Salzwerks versetzt zu sehn. Ganz derselbe Geruch; nur mitunter ein wenig Gestank!

Das warme Sprudelköpfchen von Nymphe reichte auch mir ihr Becherchen. Höflichkeitshalber nippt' ich ein paarmal, und fand, daß die Nymphe von Steinberg sich allerdings besser auf Zungenreize versteht, als die von Wiesbaden, wenn auch die letztere besser für die Gesundheit ihrer Gäste sorgt. Vielleicht arbeiten sie einander in die Hände? — Steinberg heißt nämlich eine der besten Weinberge der dortigen Gegend: Seine Ausbeute ist ausschließliches Eigenthum des Hofkellers, und die vom berühmten Weinjahr 1811 wird unter dem Namen Cabinetswein als der köstlichste Traubensaft des ganzen Rheingaues von Kennern geschlürft. Auch eine ungeübte Zunge, wie die meinige, muß ihn loben. Unsern treff-

lichen Vorstorfer, auf dessen Bereitung wir beyde oft so stolz waren, wage ich nicht damit zu vergleichen. Wagt' ichs, so würden die Herren Nassauer (sehr symbolisch! denn Nassau hat jetzt die besten Weine und die besten Wasser dieser ganzen Rheingegend) ein hochnothpeinliches Halsgericht über mich verhängen.

Das muß ich Dir doch noch als eine Merkwürdigkeit erzählen, daß vor einiger Zeit ein Stück gutes Weinland, welches kaum einen Morgen hielt, für 10,000 Gulden verkauft wurde. Auch hiebey findet, wie Du selbst einsiehst, keine Vergleichung mit unsern Kartoffelfeldern statt.

Bedenke nun, daß im Durchschnitt nur das fünfte, sechste Jahr ein gutes Weinjahr ist; so kannst Du Dir eine Vorstellung von dem großen Ertrag des Bodens in diesen gesegneten Traubenländern machen. Aber könnten nicht, frage ich Dich, die Reichen des Auslandes, die oft die Bouteille von je-

nem reizenden Naß mit mehreren Thalern bezahlen, könnten sie nicht noch viel reicher seyn, wenn sie, wie die Fische, wenig Zunge hätten, und im Wasser fett würden, gleich den Rheinsalmen?

Auf dem Rückweg von Wiesbaden nach Bieberich zeigte man mir im Schloßgarten, der außer manchen schönen Anlagen noch großen Raum zu neuen schöneren läßt, — eine überaus niedliche Ritterburg. Von Außen eine täuschend nachgeahmte Ruine; von Innen gothisch-verzierte Zimmerchen, mit einigen guten Bildern.

So genießt man, scheint es mir, ein Gemälde am schönsten, wenn entweder das Bild für den Ort, oder der Ort für das Bild bestimmt ist, und sie gleichsam einander angepaßt sind. Da wo alle Zimmerwände voll höchstungleichartiger Stücke hängen, ist mir's immer zu Muthe, als wären sie ihrer eigentlichen Heimath genommen und in eine Art

von Gefangenschaft gerathen. Ein schönes Muttergottesbildchen über einem Altar, angeschaut unter hohen Chorgesängen; — wie blickt das in die Seele! Wie lächelt's uns so heimisch an, gleich einer Hausfrau die uns mitten in ihrem Eigenthum als die Seele des Ganzen freundlichgrüßend entgegentritt! Aber nagle das Bild in eine Gallerie, vielleicht einer wilden Eberjagd gegenüber, unfern einer niederländer Trinkstube, zur Seite eines Bacchantenzuges; und aller Eindruck ist unendlich geschwächt! Das Gemälde ist, möcht ich sagen, nur dem Körper nach noch da; die Seele ist entwichen, und offenbart sich höchstens nur denen, welche die Weihe der Kunst als die Priester ihres Tempels empfingen. Nicht, daß alle heilige Gemälde gerade in Kirchen aufgestellt seyn müssen, will ich hiermit gemeint haben; nur soll überall ihre Wohnung ihrem Geiste entsprechen, und man soll die herrlichen Himmelskinder einer künstlerischen Schöpfungs-

kraft nicht zu einer musivischen Wandtapete herabwürdigen.

Zurück zur alten Burg! — Schöne steinerne Denkmäler aus Klöstern, vorzüglich von Eberbach her, sind an schicklichen Stellen in die Mauern gefügt; und gewiß hätten sie auf keine würdigere Weise einer früheren Zerstörung entrissen werden können. In den Fenstern der Gemächer leuchten in brennenden Farben die schönsten alten Glasmalereien.

Die Aussicht vom Thurm auf die sich weithinziehenden Rheinufer und auf ihren majestätischen Riesenstrom ist entzückend, folglich nicht zu schildern.

Daß der sich aufhellende Abend mir diesen Blick noch gönnte, nahm ich als eine Gunst des Himmels freudig dankbar an.

Morgen trennen wir uns auf einen ganzen Tag von meinem lieben Rhein, denn wir nehmen den Weg nach Coblenz über die Berge hin. Zur Rheinfahrt ist die Zeit längst

vorbey. Ein großer, doch hoffentlich kein unersetzlicher Verlust!

Siebenter Brief.

Bonn, den 11. Nov. Abends.

Seit meinem letzten Briefe rückten wir unsrem Ziele um drey Tage näher, doch leider auch dem Winter! Die immer längeren Nächte durchsaust ein kalter Sturmwind; die Vormittagsstunden wollen den dichten Nebelschleier, den dieses Jahr umgenommen hat, (gleichsam als betraure es selbst die, von ihm über große Strecken von Europa verbreitete Noth,) fast gar nicht mehr ablegen; und wir hüllen uns immer tiefer in unsre Mäntel ein.

Vorgestern verließen wir dankbar das gastfreye Bieberich an einem sehr unfreund-

lichen Morgen, der uns auf der Höhe des Berges über Wiesbaden, die Platte genannt, eine hochgerühmte Aussicht gänzlich entzog.

Der Weg lief bergig und einförmig fort, und ich wüßte außer Limburg im Lahnthale keine Gegend zu nennen, die der Mühe, sich aus dem Schlage zu lehnen, sonderlich gelohnt hätte. Schon in Montabaur war es tiefe Nacht, und eine beträchtliche Strecke Wegs war noch zurückzulegen. Der Wind faßte, als wir abermals eine Höhe erreicht hatten, zuweilen unsern Wagen in der That recht furchtbar an, und die Pferde waren mit Mühe ihm entgegen zu treiben.

Hier, meine Freundin, wars wohl Zeit zu Nachtgedanken in Young's Manier, und sie kamen auch von selbst. Da meine Gefährtinnen nicht weniger, als ich, sich zum Ernst gestimmt fühlten, so wurden jene Gedanken zum Gespräch, und das Gespräch zur lebhaften Unterhaltung. Was wir besprochen? fragst Du? — Ach, Serena, wovon spricht

denn der Mensch auf einer nächtlichen Reise, die ein solches Ziel wie die unsrige hat, — wovon spricht er denn, wenn die wilden Herbststürme das todte raschelnde Laub um ihn her kräuseln, am liebsten? — Trennung, und Wiedersehn, das Vergängliche und das Bleibende; die Nacht des Grabes, und der Morgen der Ewigkeit — das sind würdige Gegenstände für die Stunden des Ernstes! Sie erheben über die Zeit, und lassen sie uns oft vergessen. Darum kamen auch wir unvermerkt gegen zehn Uhr in die Nähe von Thal Ehrenbreitstein, und wurden es erst hier recht gewahr, daß der Mond unterdeß heraufgestiegen sey und recht hell zwischen dunkeln vorüberjagenden Wolken herabblikte. An langen Mauern und Felswänden hin gings abwärts, und gegenüber lagen die ungeheuren Ruinen der Vestung Ehrenbreitstein hoch über uns auf zackigtem Gestein in wechselnden Lichtern schauerlich da. Wir wur-

den eins ums andre ärmer an Worten, wohl aber reicher an Ideen. Der Ruhe bedürfend, fanden wir sie endlich gegen Mitternacht:

„Psyche trank, und nicht vergebens!
Stürzend in der Fluthen Grab
Sank das Nachtstück ihres Lebens
Wie ein Traumgesicht hinab.“

Gute Nacht!

Den 12. Nov. Morgens.

Ein wüthiger Nordwest, der mit den Dachschiefern rasselt, mit den Fensterladen klappert, und durch alle Fugen pfeift, weckte mich früh schon, und ein allzuschmales, hartes, kaltes Lager verleidete mir den Versuch wieder einzuschlafen. Und so setze ich denn, statt den Schlummer einer unfreundlichen Nacht fortzusetzen, lieber ein freundliches Briefchen fort.

Im Thal Ehrenbreitstein bewohnte ich ein Zimmer des Gasthofes zum Nassauer Hof,

von dessen klaffenden Fenstern mich nicht einmal die noch immer nicht beschwichtigten Orkanähnliche Windstöße zu vertreiben vermochten. Die Flußseite von Coblenz, mit seinem schönen, leider jetzt verödeten Schlosse ist unbeschreiblich anziehend. (Das Wort unbeschreiblich kommt in Reisebeschreibungen nur allzuoft vor; denn eine Feder wird auch in der geübtesten Hand doch niemals zum Pinsel.) Zur Linken nach Pfaffendorf zu krümmt sich der mächtige Rhein an schöngegründeten Ufern unter Weinbergen hin und bildet unterhalb eine Insel mit den Ruinen eines ehemaligen Klosters, Nonnenwerth. Jenseits über Coblenz erhebt sich der Hügel der Carthause, von welchem der Blick über die Gegend der herrlichste seyn soll. Zwischen Ehrenbreitstein und der Stadt schwimmt eine große Fähre, unablässig hin und her. Unsre fünf Wagen fanden zugleich mit allen Pferden sehr geräumigen Platz. Das Gewimmel der Ueberfahrenden wünschte

ich Dir malen zu können. Die vom jenseitigen Ufer angelangten mit ungeheuren Schritten, vom Winde gejagt, gleichsam im Sturmmarsch von der Fähre über die anstoßende Bretterbrücke herabstolpernd; die nach Coblenz verlangenden mit fliegenden Gewändern mühsam gegen den Luftsturm kämpfend, alles was an ihnen beweglich war, mit beyden höchstunzulänglichen Händen haltend; die Verspäteten, welche die schon abstoßende Fähre noch zu erreichen suchten und sich in einen unbeholfenen, lächerlichen Galopp setzten, oft, ohne ihren Zweck zu erreichen; das eilige Unterkriechen der Weiber und leichtgekleideten Männer, die sich einander die Treppe hinab in den untern Raum der Fähre drängten; die mannhafte Haltung preußischer Officiere, die, eingedenk der vorigen Thaten, nun auch, den Elementen trotzend und fest im Sattel, nicht einmal den Federhut vor dem allmächtigen Sturme abnahmen: das alles hätte mich stundenlang am Fenster

halten können. Doch diese Stunden waren auch hier nur sparsam zugemessen, und Eine von den wenigen mußte ich ja benutzen, die alte, noch in ihrem Schutte so ehrwürdige, Veste Ehrenbreitstein zu besteigen. Ein mir unvergeßlicher Gang! Mit jedem neuen Ruhepunct zwischen den grauen, wie durch ein Erdbeben zusammengesunkenen Mauern, hebt sich eine der schönsten Rheingegenden immer ausgedehnter und mannichfaltiger hervor. Von Westen her zieht die Mosel und eilt dem, dicht über der Stadt sie aufnehmenden Rheine zu, wie eine Braut die dem geliebten Manne in die Arme fällt. Ihre Hochzeitkränze grünen auf den Rebenhügeln der Ufer, und ihre Hochzeitgäste sind fröhliche Schiffer. Wer hier doch einmal an einem Frühlingsabend stände! Oder vielleicht lieber noch an einem schönen Tag des Weinmonats, (keines Weinessigmonats wie der des Jahres 1816!)

Wenn man von den Zinnen dieser Fel-

senburg hinabschaut, hat der Blick auf die jenseits im freyen Felde errichteten Denkmale einiger französischen Generale, (Marceau und Hoche,) etwas Bedeutsames; was man nur an diesem Orte ganz fühlt.

Noch einmal bedauerte ich, nach der Carthause hinüber blickend, daß mir nicht auch dort zu stehen vergönnt war; dann trat ich, reich belohnt meinen Rückweg an. Meine Gefühle theilte eine mich begleitende Freundin. Daß wir am Fuße des Felsens viele Arbeiter mit Räumung des Schuttes ämsig beschäftigt fanden, erregte doch manche schöne Hoffnungen in uns!

Der Nachmittag wurde still und hell; die Kälte ließen wir uns gern gefallen. Und so durften wir also des Weges von Coblenz bis Andernach, und gestern von da bis Bonn, froh werden. Es ist wohl eine der schönsten Strecken von allen Ufern des Rheins! In Andernach bestiegen wir einen uralten sehr hohen Thurm und besahen schon von da ein

unvergleichliches Stück vom gelobten Lande deutscher Landschaftsmaler. Mit jeder neuen Krümmung des Flusses wurde uns am folgenden Morgen ein neues Bild vor die Augen gerückt. Obwohl ein gleicher Charakter alle zu einem Ganzen vereinigt, so hat doch jedes einzelne seine eigenthümlichen Reize, und man vergißt keins über dem andern. Noch steht lebendig die Ansicht des Berges von Hammerstein, der sich mit schwarzgrauen Felsenmassen neben einem niedlichen Oertchen gleiches Namens steilrecht in den Rhein herabsenkt, vor meiner Seele; noch malt sich mir die reizende Gegend von Unkel, die Insel Rolandswerth mit ihrem Kloster, vor allen der sich dort hoch und steilerhebende Drachenfels. Einzelne Mauerzacken spitzen gleichsam den fast senkrechten, grauröthlichen Felsklumpen oben zu, und hinter sich hat er ein stattliches Gefolge hoher, schöngeformter Berghäupter, zum Theil ebenfalls mit Ruinen bezeichnet, die ihnen romantische Namen

geben z. B. die Wolkenburg, die Löwenburg ꝛc. Dieser letzte Berg ist der höchste der sogenannten Sieben-Berge (2000 Fuß hoch.) Ach, wer doch alles beschreiben könnte!

Die Umgebungen von Bonn können wir nicht sehen. Einige französische wandernde Schauspieler sangen im Theater, das wir Abends besuchten, gerade so, wie sie spielten, und wurden begleitet wie sie sangen. Die Geiger und Bläser geigten und bliesen zum Spaß so elend, daß man denken mußte, es wäre ihr Ernst. Auch dacht' ichs wirklich, und gestand unserm oftgenannten Freunde, daß ich in Bonn, wo sonst, wie man sagt und schreibt, eine gute musikalische Pflanzschule war, und wo sogar der große Tonmeister Beethoven seine frühere Bildung fand, mehr erwartet hätte.

Er suchte indeß seiner Seits mich zu überzeugen, daß von dieser schlechtgerathenen Aufführung eines den Musikern unbekannten,

nicht gehörig eingeübten, und vielleicht fehlerhaft geschriebenen Stückes, wie kleine Wandertruppen gewöhnlich aufzulegen pflegten, noch kein gerechtes Urtheil über hiesige Musik zu fällen sey. Hiervon ließ ich mich denn auch recht gern überzeugen, wogegen Er sich gefallen lassen mußte, den übrigen Theil des ersten Actes hindurch, (denn mit dem Anfang des zweyten gingen wir von dannen,) unser begonnenes Gespräch so leise fortzusetzen, daß es keine der benachbarten Logen stören konnte.

Es ist angenehm und tröstlich, bei trüber Regenzeit von schöner Witterung, und während einer schlechten Musik von einer guten zu sprechen. Der Bruder Redner in dieser Winkel-Theaterloge sprach mit so viel Feuer von jenem großen, einst hier gebildeten Meister, daß ich ihn zuweilen durch ein freundliches „St!“ vor einem unfreundlicheren des Bonner Publikums zu bewahren suchen mußte.

Beethovens neuste Symphonie hatte er kurz vor dem Beginn unsrer Reise gehört, und bemühte sich, mir seine Empfindungen bey diesem Genusse darzustellen.

Da ich Dir, meine Serena, jetzt ohnehin noch so wenig von Bonn zu erzählen weiß, und Du zu dem auch bald die erwähnte Symphonie von der trefflichen Capelle zu M. aufführen hörst; so dankst Du mir's vielleicht, wenn ich Dir die Darstellung unsres Freundes, freylich nur in einzelnen Zügen, wiedergebe.

Das erste Allegro, so hieß es unter andern, stimmt sich allmählig heiter und heitrer. Plötzlich giebt eine einzelne Flöte, als habe die nun den rechten Gedanken gefunden, der auf den Gipfel der gesellschaftlichen Fröhlichkeit führen müsse, aus ihrer Höhe herab einen hüpfenden Dactylus an, und reißt allmählig, nicht blos das ganze Chor der Instrumente, sondern auch der Zuhörer, unwiderstehlich in diesen unnachahmlichen,

Bayerische Staatsbibliothek München

künstlich verschlungenen Dactylen-Tanz mit sich fort.

Im zweyten Satz sah mein Erzähler die Genien der Instrumente, gleichsam ermattet von der unendlichen Lust, die sie so eben zusammen genossen, in den seligen Gefilden des Tonhimmels gelagert.

Da schweben einige Geisterstimmen wie im Traume (die Tonart hat sich ins sanfte Mol gesenkt,) durch die stille Versammlung hin; es sind süßzusammenschmelzende Klänge der Bässe. Sie wiederholen ihr melodisches Flüstern; alles ruht noch; dann endlich erwachen einige Bogeninstrumente der zweyten Ordnung und müssen, — müssen die hinreißenden Klänge nachlullen. Doch ein Violoncell hat sich indeß noch begeisterter aufgerichtet, und singt zu jenen Flüsterlauten eine Melodie, deren sich kein Engel zu schämen brauchte, die aber eben deshalb der Mensch nicht recht zu bezeichnen weiß. Soll er sie ruhig, schmachtend, klagend, liebko-

send oder wehmüthig nennen? Er weiß es nicht; nur daß er sie niemals wieder vergessen wird, weiß er.

Der Eindruck den diese im Heiligthum der Harmonie erfundne Weise auf die übrigen Genien macht, äußert sich mächtig. Alles, alles erhebt sich aus dem Schlummer; die ersten Violinen haben es schon früher mit Entzücken ergriffen und können sich gar nicht satt daran spielen. »O Gott! ruft das Horn, die Clarinette, die Flöte, und alle die noch schwiegen: o Gott! Wir könnens ja auch singen!« Und so tönt's denn in vollem Chore allmählig zur höchsten Stärke gesteigert fort. Mag auch hier und da eines von den flüchtigen leichtbeschwingten Wesen mit dem Flügelschlage des Entzückens aus dem Kreise herausflattern; es muß doch zurück in die Zaubersphäre des ersten kleinen Flüsterliedes. Kurz, — schließt der Erzähler, — man wird gar nicht müde, erst: es zu hören, und dann: es zu loben.

Den dritten Satz nennt er einen colossalen geistreichen Scherz, der aber, wie alles ächt Witzige, keine zerlegende breite Beschreibung, wohl aber eine kurze, bildliche zulasse.

Die Genien gerathen hier, so oft sie nicht gezwungen sind im Chore mitzutönen, auf allerley lustige, neckische Gedanken. Sie sprechen bald einzeln, bald alle zugleich; aber keins fragt, keins antwortet; höchstens parodirt manchmal eins das andre. Späterhin treten zwar einige ernster gestimmte Waldhörner, hervor, denen es doch nach gerade des Spasses genug ist, und sie hauchen ein sanftes mildruhiges Lied, bey dem der Zuhörer auf einmal zu lächeln aufhört, weil sich sein Herz den süßeren, weicheren Harmonien wieder öffnet; doch jene zweymal wiederholte Mahnung der Hörner will wenig verfangen. Die fröhliche Laune hat sich der luftigen Sylphen zu sehr bemeistert. Sie stimmen wohl einige Minuten lang mit ein, dann sind sie

aber nicht mehr zu halten, und haschen sich wieder neckend mit ihren alten Scherzen. Ganz zuletzt machen jene ernsten Mahner, die lieber singen als scherzen möchten, noch einen Versuch, das leichte Völkchen für ihr sanftes, wie aus fernen schattigen Hainen herschwimmendes Lied zu gewinnen. Umsonst! — Wie durch einen Zauberschlag stiebt alles aus einander, und die armen Hörner schweigen, das Begonnene unvollendet lassend, wie verwundert still.

Im letzten Satze aber braust's aus hohen Lüften, um irgend ein uns unbekanntes Geisterfest zu feyern, mit unsäglichem triumphirendem Jubel wieder herbey, und tobt sich vollends bis zur gänzlichen Erschöpfung aus.

„Vor langer Zeit, sagt der Freund, (denn mit seinen Worten muß ich Dir dieß seltsame Bild zu geben versuchen,) vor langer Zeit habe ich irgendwo auf meinen Reisen einen Kunstreiter gesehen, dessen Leistungen mich noch jetzt in der Erinnerung

mit innigem Wohlgefallen erfüllen. Wenn die übrigen Mitglieder seiner Gesellschaft zwar auch oft Schwieriges ausführten, und sich manches „Ah!“ erbeuteten; so schien mir doch immer die Mühseligkeit und der bängliche Fleiß durchzublicken, welchen sie auf die Erlernung ihrer gefährlichen Kunst hatten verwenden müssen.

Kam aber der Meister im schwebenden Götterschritt oder im geflügelten Sprung auf die Scene; trabte dann sein edles, in der Ferne harrendes Roß auf sein leises Zungenschnalzen oder auf einen gebietenden Wink der schön gehobnen rechten Hand, zierlich und gehorsam ohne Führer zu ihm hin: da leuchteten die Blicke aller Zuschauer vor innerer Lust; denn das Schönste ist dem Menschen doch immer der Mensch.

Der schlanke stolzgebaute Leib war in blendendes Weiß gekleidet, von einer goldnen Schärpe umwunden, und auf dem Baret schwankte romantisch die weiße, seitwärts

über das kräftigblühende Gesicht hinwallende Feder. Im Nu, als höbe ihn die Luft vom Boden, saß er keck, leicht und fest dem brausenden bäumenden Rappen auf; dann zog er mit zum Himmel gehobnem, fast tragischem Blick, prächtig dahin, und wich nimmer aus dem schönen Kreise; — trieb das Roß, dem ein leiser Fingerdruck Befehle gab, bald zu entsetzlichen Sprüngen und zu windschnellem Lauf; setzte es bald in die gefälligste, sanfte, ich möchte sagen strömende Bewegung; überraschte durch die künstlichsten Bewegungen und Wendungen; brach, ohne des Rosses Lauf zu hemmen, eine der Nelken, tief zur Erde gebogen ab, die zwischen den Kreisen der Bahn in zierlich geordneten Scherben standen, um dann die Blume irgend einer schönen Frau des Amphitheaters anständig grüßend zuzuwerfen; und hatte so das Entzücken der Zuschauer fast seinen höchsten Gipfel erreicht, so hob er es vollends hinauf, indem er plötzlich mitten im galop-

pirenden Takte viele farbige glänzende Bälle im schnellsten Wechsel aus seiner Linken steigen ließ, die er mit undenklicher Sicherheit und Behendigkeit spielend aufzufangen wußte.

So sitzt, so blickt, stürmt, wagt, fliegt, spielt und entzückt der große Componist auf dem Flügelpferde seiner himmlischen Kunst!«

Nach unsrer Zurückkunft aus dem Theater las mir dieser begeisterte Freund des von allen Kennern hochgefeyerten Meisters, noch einiges aus seinem Taschenbuche über verschiedne Kunstwerke desselben z. B. über die noch allzuwenig gekannte Egmonts-Musik vor,*) und erlaubte mir, noch folgende Worte für Dich abzuschreiben:

»Groß und wunderbar ist der Herr der Natur; — doch nicht blos da, wo der Strahl

---

*) S. die Beilage am Schlusse von Rosaliens Reisebriefen. Anm. des Herausg.

seiner Wetterwolke erglüht, und ihr Donner die Berge zittern macht: — auch da ist Gottes Finger, wo der Geist eines begünstigten Sterblichen, sich seiner himmlischen Herkunft bewußt, mitten in den gewaltigen Strömen mächtiger Töne fest und lenkend steht, und alle diese vielfachen Laute, welche, wenn sie regellos durcheinander braußten, das Ohr zerreißen und das Gefühl empören würden, melodisch zügelt und vereinigt. Sie müssen seinem schöpferischen Willen gehorchen, und selbst dann die erhabensten Gedanken aussprechen, wenn sie so überwältigend strömen, wie in einem Ton-Gewitter des Shakesspear der musikalischen Welt.«

»Oft habe ich mich bey den Werken grosser Künstler und Dichter, — so vorzüglich auch bey Beethovens Schöpfungen, — an ein Wort erinnert, welches Ernst Wagners Willibald ausspricht, (und welches wohl nur der mißdeuten kann, der noch nicht zum An-

schaun des Göttlichen in der Kunst gelangt ist,):

»Die Religion macht uns zu Gottes »Kindern; die Kunst macht uns zu »seinen Freunden.»

Und so habe ich mich denn glücklich aus einem höchst unfreundlichen Morgen in die freundlichste Stimmung, und bis zur Stunde des willkommnen Frühstücks hinaus geschrieben!

Jetzt besuchen wir, noch vor unsrer Abfahrt, einen trefflichen Sammler von Alterthümern und Kunstgegenständen, auf dessen Bekanntschaft uns Göthe's »Kunst und Alterthum in den Rhein und Maingegenden« sehr neugierig macht.

Was wir dort gesehn, erzähle ich Dir erst in Cöln.

Achter Brief.

Cöln den 13. November.

Es stünde blos bey mir, in meinem achten Reisebriefchen einen großen sentimentalen Lärm aufzuschlagen; denn ich komme so eben aus einem der berühmtesten alterthümlichen Tempel Deutschlands, dem Dom. Ich gestehe Dirs auch, Du liebe Schwesterseele, daß ich der Versuchung kaum widerstehe. Sonst, wenn ich in unserm Gartenhäuschen bey Reisebeschreibungen, der alten Lieblingsleserey, über der poetischen Ferne alle prosaische Nähe vergessend, saß; wenn da mein Reisender etwa so eben aus der Peterskirche kam, und seinen davon erzählenden Brief begann: »Ich »hab' ihn gesehen, den Tempel der Tempel! »Gott!!! Noch bebts in meinem In»nern!! — ꝛc.« Da konnt' ich mich heiß darnach sehnen, auch einmal so etwas recht Großes zu sehn, um dann meine Gefühle

zwischen verdoppelten Ausrufungszeichen und Gedankenstrichen hinströmen zu lassen. Und jetzt, wo ich wohl könnte, mag ich doch nicht. Man ist, scheint es mir nun, nie mehr in Gefahr zu wenig zu sagen, als da, wo man recht viel sagen will. Darum will ich, ganz wie Du es liebst, alle große auf Stelzen gehende Phrasen meiden, und meiner Erzählung, als wäre sie ein wohlerzognes Mädchen, nur einen gemäßigten, sanften Schritt erlauben.

Am besten ists, ich sage Dir noch gar nichts vom Dom, sondern fahre hübsch in der Ordnung fort, und führe Dich zum Canonicus Pick nach Bonn. Auf der untersten Treppen-Stuffe im Hause dieses kunstsinnigen trefflichen Mannes reiche ich Dir Göthe's Heftchen hin, um alles was er darin von seiner Sammlung sagt nachzulesen, damit ich Wenig hinzuzufügen brauche.

Wie's dort steht, so fanden wirs.

Mit großer Gefälligkeit nahm uns Herr

Pick auf, ob ihm schon das vielleicht oft lästige Herumführen der Fremden schwer zu fallen schien, denn er schleicht ziemlich mühsam, auf einen Stock gelehnt. Kaum hat er wenige Worte zur Erklärung seiner vielformigen Sammlung gesagt, so ist man auch sogleich mit der vorwaltenden Idee bekannt, die eine gefällige Einheit ins Ganze zu bringen wußte, das aus so verschiedenartigen Theilen zusammengesetzt ist. Diese Idee spricht sich aus durch: „Darstellung des Fort„schrittes und Rückschrittes der „Künste in verschiedenen Ländern „und Zeitaltern.“

Pastor M* — äußerte sich hierüber mit Enthusiasmus, und wünschte denselben irgend einem fürstlich begüterten Kunstfreunde mittheilen zu können. Das, was hier ein Privatmann, obschon mit beträchtlichem Aufwande, doch immer nur mit beschränkten Mitteln ausführte, müßte dann, im gleichen Geiste und mit gleicher Beharrlichkeit

unternommen, einen unermeßlich lehrreichen und ergötzlichen Schatz bilden.

Von allem, was ich in dem Cabinet dieses zum Sammler gebornen Mannes flüchtig anschauen durfte, zeichnete ich hauptsächlich eine Hauskapelle in meinem Erinnerungsbuche an, deren Geräthschaften und Verzierungen sämmtlich aus dem 12—13 Jahrhundert herstammen. Die Fenster sind aus den schönsten Glasmalereien zusammengesetzt; unter diesen einige von Albrecht Dürer gezeichnet. Einige schöne Bilder, unter andern eins von dem ebengenannten Maler und ein Kopf von Holbein, zieren das an die Kapelle stossende Cabinet. Um alles Einzelne zu beschauen, würden Tage und Wochen erforderlich seyn.

Und nun zurück nach Cöln, und zwar im Sprung, denn ich verdiene Deinen Dank, wenn ich Dir den Weg von Bonn her erspare. Wir legten ihn schleppend langsam unter ei-

nem Himmel zurück, der übelgelaunt selbst nicht recht wußte, ob er sich zum Schnee oder zum Regen entschließen sollte. Er schlug am Ende den Mittelweg ein, und mischte beydes untereinander. Die Gegend scheint, so weit diese trüben Tage mich darüber urtheilen lassen, allmählig immer mehr zu verlieren. Sie wird sehr eben und einförmig.

Der Rhein spielt als Kind mit Schweizerblumen, wiegt sich im Constanzer See und tritt als ein rüstiger Knabe hervor; wird bald ein braußender Jüngling, (bey Schafhausen ist er ganz von Sinnen); geht dann dem romantischen Alter entgegen; schwingt kühn und liebend den Weinbecher; besiegt als Mann Gefahren und kämpft sich zwischen Klippen und Felsen durch; dann kommt er in die Jahre, wo man weniger auf die schönen Gebilde der Phantasie und mehr auf das Nützliche sieht; endlich verkömmt er als lebensmüder Greiß, man weiß selbst nicht recht wie. — Ein schöner Lebenslauf!

In Cöln, — ach in Cöln ists doch eigentlich gar nicht hübsch! So düster, so engstraßig und übelriechend! — Dieser ganz besondre cölnische Geruch überraschte mich, — möcht' ich sagen. — In früher Kindheit hatte ich vielleicht den Namen dieser Stadt niemals anders gehört, als da wo er einen herrlichen Wohlgeruch bezeichnet. Cölnisches Wasser war mir immer eine der liebsten Nasenleckereien. Und dieser Umstand mag mir wohl ein Bild von Cöln gegeben haben, was mit der Wirklichkeit so schlecht zusammenpaßt.

Unsre erste Ausfahrt ging heute Vormittags nach Sanct Peter, die Taufkirche des großen Rubens, daher sie ein berühmtes Altarbild von ihm zum Geschenk erhielt. Dieses wollten wir sehen, durftens aber nicht; — warum? erzähl ich Dir sogleich.

Als wir vor dem Thore der Kirche hielten, kam uns ein ernster Zug schwarz- und weißgekleideter Geistlichen daraus entgegen,

denen ein Kreuz vorangetragen wurde, und ging vorüber. Aus dem Innern tönten nur einzelne Orgelaccorde, wie gedämpft durch tiefe Trauer, hervor, und als wir näher traten fanden wir die ganze Kirche schwarz behangen, angefüllt von vielen Menschen in Trauerflören, versammelt um einen Sarg, der mich sogleich an jenen in der Marienkirche zu Würzburg erinnerte. Der Küster, der uns mit leiser Rede einen Stand anwies, nannte uns zugleich den Namen eines jetzt verstorbnen vornehmen Geistlichen, dem dieses große Seelenamt gelte. O weh! Unser Rubens war mit dickem schwarzem Tuch verhangen, das erst gegen Abend abgenommen werden konnte. Was half's uns da! — Und doch wurde Deine Freundin entschädigt! Ein Seitenaltar war frey geblieben, und als diesen meine suchenden Blicke fanden, konnten sie auch nicht weiter. Es war die Himmelfahrt der heiligen Clara. Am offnen Sarge standen staunend emporblickende, schön-

gruppirte Gestalten; und hinauf den lichten Wolken zu, schwebte die verklärte Clara. Das reizende Gesicht, vom Sterben noch ein wenig blaß, begann die Aurora der Ewigkeit sanft zu röthen. Die begeisterten Augen erblickten schon, was kein sterbliches Auge sieht, kein Ohr vernimmt. Ich verließ den Stand und drängte mich durch das Trauergefolge hin zu Claras Altar. Wie fühlte ich da wieder die Wahrheit der Bemerkung, die ich Dir schon in einem meiner früheren Briefe gemacht: daß nämlich jedes originelle Bild seine Heymath habe. Hier, nirgends als hier muß diese Heilige wohnen!*) Nun prieß ich mich erst glücklich zur rechten Stunde in ihre Nähe gekommen zu seyn. Alles was um mich her vorging schien mir nothwendig mit zum Bilde zu gehören und gleichsam das Ge-

*) Prüfende Kenner dürften übrigens jenem Bilde der h. Clara schwerlich einen so hohen Werth beilegen, als unsere Rosalie in ihrer damaligen Entzückung!

Anm. des Herausg.

folge der himmelanschwebenden Clara zu seyn. Die gedämpfte, sehr schön gespielte, Orgel ließ meine in den lieblichsten Kunstzauber gewiegte Phantasie aus jenen lichten von Engeln durchschwebten Räumen des Gemäldes herabtönen, wohin Clara blickte; — gleichsam ein Gruß der heiligen Cäcilia, die kommende Schwester zu empfangen. So wurde mir die Wirklichkeit zum Bilde, und das Bild zur Wirklichkeit, und es war mir in diesem Augenblick, als hätte ich wohl auch große Bilder und Tonstücke schaffen lernen können. — Täuschung! — Der schaffende Genius, wenn er begünstigte Menschen erfüllt; wartet nicht auf Gelegenheit und Erziehung. Er schafft sich selber Bahn und reißt den Menschen mit seinem ganzen Schicksal mit sich fort. — Aber empfängliche Seelen muß es auch geben, die das, was der Genius erzeugt, mit zart-innigem reinen Sinn aufnehmen und genießen. Nur diese Empfänglichkeit für das Schöne ists, was

Deine Rosalie sich zutrauen darf. — Auch eine Himmelsgabe, unendlichen Dankes werth!

Doch mein Brief wird sehr lang, und die Zeit immer kürzer.

Morgen, schon auf dem Rückwege! erzähl' ich Dir in Andernach noch Einiges von Cöln, wenn Ermüdung, Schlaf und Frost, — eine höchstprosaische Dreyeinigkeit! — mir noch ein zärtliches Abendstündchen für Dich vergönnen wollen.

Mir graut aber ein Wenig vor dem kommenden Morgen, Serena! „Ein trüber Engel geht durch unser Haus." Er klopft leise an alle unsre Thüren an, und uns schauert, wenn wir seine dunklen schleppenden Flöre rauschen hören.

Kennst Du den Engel? — Er kam ja auch schon oft zu Dir, — zu uns! Er verhüllt sein Gesicht, wenn er erscheint, so wie Klopstock den Todesengel schildert.

Scheiden, meine Geliebte, — Scheiden ist doch immer eine Art von Sterben! Doch auch diesen Engel sendet Gott. Laß uns das wehthuende Herz recht fest halten!

Neunter Brief.

Andernach, den 14ten Abends.

Im Gasthofe zur Stadt Prag in Cöln hat man aus einigen Zimmern des Hinterhauses die Aussicht in einen ehemaligen Klostergarten. Dort stand ich gestern, nachdem ich meinen vorigen Brief an Dich geschlossen, und schaute nach der hohen Thränenweide sinnend hin, die ihre noch grünen Zweige auf den mit frischem Schnee bedeckten Boden niedersenkte. Da lag plötzlich ein Blättchen aus meinem Erinnerungsbuche, das ich unserm Freunde vor einigen Stunden leer

gereicht hatte, beschrieben vor mir. Hier ist es:

»Zwey Lehrer sendet Gott in die irdi-
»sche Erziehungsanstalt der Geister, ins
»Menschenleben: Die Lust und den
»Schmerz. Jene, wie eine allzuzärt-
»liche Mutter läßt dem Kinde oft den
»Willen; dieser, einem strengen Vater
»gleich, weiß ihn zu brechen. Wie die
»Veredlung des Zöglings zunimmt, so
»verklärt sich dieses Erzieherpaar all-
»mählig zu zwey liebenden unzertrenn-
»lichen Engeln. Dann ist der Schmerz
»nicht mehr schrecklich und die Lust nicht
»mehr gefährlich. Diese Engel sind es,
»die da, wo edle Herzen von einander
»scheiden, den letzten Kranz des Anden-
»kens durch Thränen lächelnd winden.
»— Das Vergißmeinnicht der Weh-
»muth; die Rose der Liebe; und das
»Immergrün der Hoffnung.«

»O ihr lieben theuren Menschen, die

»ihr von hinnen zieht, wie könnten »wir denn den Schmerz der Stunde er»tragen, deren Hammer sich schon über »der Glocke hebt, — wie ihn ertragen, »ohne die Wonne einer unvergängli»chen Liebe! — Falle denn nieder, un»erbittlicher Hammer, und schlage die »Stunde aus, die uns wohl scheidet, »aber nicht trennt! Rinnet nur, ihr »Thränen! Euch vergießet nicht allein »der Jammer über ein verlornes Glück, »sondern auch die Freude über ein nie»zuverlierendes.

»Nun noch ein letzter Blick, — ein »letztes leises Wort, — ein fester lan»ger Druck: dann — lebet wohl!«

Diesen Morgen als es tagte, war die große ernste Stunde da; gleich einer feyerlichen Andachtsstunde wurde sie von tiefen Glockentönen der Peterskirche eingeläutet. Alle Reisegefährten zogen mit stillen Thränen die Treppe hinab zu den bereitstehenden

Wagen, und als sie davon rollten, da hatte von der hohen Fürstenmutter bis zum jüngsten Bedienten herab Jeder und Jede, einen theuren Menschen weniger am Herzen; aber eine heilige Erinnrung mehr!

Jetzt sitze ich hier in Andernach in einer uns schon auf der Hinreise freundlich ansprechenden Herberge, und es ist mir eine recht liebe Zerstreuung, daß ich Dir noch einiges über Cöln nachzuholen habe.

Von Sanct Peter, wohin ich Dich in meinem vorigen Briefchen führte, richtete sich unsre Fahrt nach dem Dom hin. »Schade, ruft man, beim Anblick dieses großgedachten Tempels, daß ein solches Werk unvollendet bleiben mußte! Dieses Stück- und Flickwerk schwächt den Eindruck, den der kühne Baumeister bewirken wollte, ungemein. Man tritt durch die kunstreich gearbeitete Pforte in einen unreinlichen übelgehaltenen Raum, dessen dicke Säulen kaum in halber Höhe, unter eine schlechte Breterdecke ge-

drückt stehen. Erst wenn man aus diesem Vorplatz heraustritt, bekommen die 180 Fuß hohen Säulen Raum in eine, ihrer würdige Region hinaufzuwachsen. Nur der Chor ist vollendet und steht wie eine kleine Kirche im großen Tempel da. Forster hat sich in seinen herrlichen Ansichten schön darüber ausgesprochen. Lies doch seinen hierhergehörigen Brief nach! Auch mir fiel das erbärmliche bunte Spieltempelchen auf dem sonst so prachtvollen marmornen Hochaltar, das der Ungeschmack einer späteren Zeit hinstellte, höchstwidrig auf. Dem Hochaltar gegenüber kniet eben so erbärmlich unter einem hohen Betstuhle ein geschnitzter angemalter Mönch mit betenden Holzhänden. Sollte das vielleicht gar das Bild des lieben Stifters von jenem Conditoraufsatz des Altares seyn, der hier noch auf seinem Grabe sein Werk bewundert?

Die Westseite des Chors ist mit Tapeten, (nach Zeichnungen von Rubens, zu Paris

gewirkt,) behangen. Die Figuren mögen herrlich seyn; aber ihre Farben sind verblichen, und so wie sie, fast in Gestalt alter Lappen da herumhängen, dürften sie nur wenigen Kennern eine Zierde dieses, übrigens vielleicht in der ganzen Welt einzigen Chores zu seyn scheinen. Auch die prächtigen Glasmalereien der Fenster verdunkeln mehr, als sie verzieren.

Man zeigte uns in einer Seitencapelle ein äußerst merkwürdiges Gemälde der ältesten deutschen Kunst. Die heilige Mutter, den göttlichen Knaben auf dem Schoße haltend, empfängt die Verehrung der Könige. Diese Hauptfiguren des großen dreytheiligen Bildes sind nicht genug anzuschauen. So fromm, so kindlich, so wahr! Aber die sonderbare Verzeichnung der Glieder, die wir schon auf alten Bildern der Aschaffenburger Sammlung und bey Herrn Canonicus Pick zu Bonn erblickten, fiel auch hier auf. Du lächelst vielleicht, wenn ich Dir bemerke, daß

michs ganz besonders auf die alten deutschen Meister freut. Das Erwachen des Kunstsinns und seiner Schöpfungen kann doch nichts Vollendetes hervorbringen. Wie schön und bedeutsam ist es nun, wenn das Mangelhafte sich nur da findet, wo Herz und Geist sich weniger kund thun! Ich wette, es giebt Völker, bey denen die bildende Kunst früher dem übrigen Körper eine gewisse Vollendung gab, als dem Kopf, dem er gehört. Wem aber magst Du lieber die Hand drücken (geschweige denn geben,) dem Künstler, der seelenvolle Köpfe und dünne kleinliche Aermchen und verzeichnete Beine, — oder dem, der diese letzteren in den üppigsten und kunstgerechtesten Formen, und leere fadsinnige Gesichter malt? Ich kenne die französische Schule nicht genau, aber ich bilde mir ein, dort sey in dieser Hinsicht das Gegenstück zur deutschen zu finden.

Am Grab der heiligen drey Könige hat der Dom aus jener Zeit, wo we-

der die Heiligen noch die Könige etwas galten, sich einen bedeutenden Schatz gerettet. Ein kleines silbernes und vergoldetes Häuschen, höher als Du, deutsche Hermannstochter, ist mit getriebener sehr schöner Arbeit, so wie mit kostbaren Gemmen, (226 Stück waren es sonst), Perlen und Edelsteinen ganz wundersam ausgeschmückt. Unter diesen Zierrathen sollen verschiedene höchstkostbare Antiken befindlich seyn. Nur die drey Kronen der drey Todenschädel, von großem Werth, sind seit jener Zeit, wo das ganze Reliquienkleinod flüchten mußte, abhanden gekommen. Die jetzigen sehr geschmackvoll gearbeiteten sind so unächt, — wie die Schädel selbst. — Diese Kostbarkeit, welche nach dem Vorgeben des uns führenden Kirchendieners dreyßig Millionen Franks (!?) geschätzt wird, steht leider in keinem vortheilhaften Lichte, oder vielmehr in gar keinem; denn um es zu beschauen, muß man mit kleinen Kerzchen mühsam darum herumkrie-

chen. »Zündet man auch ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel?«

Außer diesem hat der Dom noch einen reichen Silberschatz, den man auch uns in die Augen blinken ließ. Immer ehrenwerth, daß man sich durch keine Noth der Zeit zum Veräußern dieser ehrwürdigen Kirchen-Geräthschaften hat bewegen lassen!

M* machte mich noch auf das Begräbnißmal des heiligen Erzbischof Engelbert aufmerksam, der den ersten Plan zum Bau der Cathedrale entwarf. »Vielleicht, sagte er »mir während ich anschaute, vielleicht sind »alle jene große Säulengewölbe, in denen »sich ein kleiner Sarg als ganz unbedeutend »verliert, doch nur geichsam der Anhang und »die Zugabe zu dieser dunklen Grabzelle. So »wie bey mancher Krystallisation um einen »unscheinlichen Kern herum wunderbare che»mische Gebilde anschießen; so könnte viel»leicht sich der ganze Domcoloß um diesen »Sarg herumgebaut haben.«

Mit dem Blick auf das innere Wesen der menschlichen Eitelkeit, die, auch wenn sie bey einem Heiligen sich findet, doch immer eitel bleibt, — und mit Rücksicht auf Begriff und Geschmack des damaligen Zeitalters scheinet es in der That nicht so ganz unwahrscheinlich, daß Mancher eine Kirche baute, bloß weil er schon im Geiste sich dereinst darin begraben sah.

Im Herausgehen aus der sogenannten goldnen Kammer zerrte man aus einem alten Schranke uns noch den Zipfel des golddurchwirkten Mantels hervor, den sonst der Churfürst bey der Kaiserkrönung trug, oder vielmehr schleppte; denn Du mußt wissen, Schwesterchen, daß dieser Mantel nahe an einen Centner wiegt! Wenn Männer nur einmal anfangen sich zu putzen, dann lohnt's doch auch der Mühe!

Und so schließen sich denn meine wenigen einfältigen Bemerkungen über den Dom

ächt frauenzimmerlich mit einer Notiz aus dem Kleiderschranke.

Eine nothwendige Ausbesserung des Reisewagens läßt mir Morgen Zeit zur Fortsezzung dieses Briefes, in welchem Sancta Ursula eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen hat.

Schlafe so wohl, Geliebte, als wärst Du heute von Cöln bis Andernach bey schlechtem Wetter auf schlechtem Wege von schlechten Postpferden gezogen worden; — so wohl, als Deine müde Freundin!

Den 15ten früh.

Indem ich das gestern Geschriebne überlese, fällt mir ein, daß ich bey der Madonna des Doms wohl auch einer angefangenen Copie von einem braven Cölner Maler hätte erwähnen müssen, die gerade für einen Prinzen des preußischen Hauses genommen wurde. Alle bis jetzt fertigen Köpfe waren so treu

und zart, daß es mir recht leid thut, den Namen des Copisten vergessen zu haben.

Und nun zur heiligen Ursula.

Sie ist in der ihr geweihten Kirche, — die vielleicht nirgends im kirchenreichen Europa ein Gegenstück findet, — in mannichfacher Gestalt zu schauen. Einmal in Marmor auf ihrem Grab; dann auf einem grossen gerühmten, mir aber nicht gefallenden, Altarbilde von Schütt; so auch in vielen kleinen Wandbildchen von nicht besonderem Werth, welche Scenen aus ihrer Geschichte darstellen: endlich noch zum Theil in ihrem eignen Grundrisse, (denn so könnte man wohl ein Knochengerippe nennen?). Hierin hat sie wohl nun nichts vor vielen andern Heiligen, denen man Kirchen gebaut hat, voraus. Was sie aber auf eine höchstmerkwürdige Weise auszeichnet, ist ihr ungeheures beinernes Gefolge; — die Ueberreste von nicht weniger als eilftausend Jung-

frauen, die zugleich mit ihr unter Heiden=schwerdtern hier den Märtyrertod fanden.

Neben ihrem Grabe sieht man hinter vergitterten Behältern eine Unzahl von Knochen, unter welchen, zur Schande des jetzigen verkümmernden Geschlechtes, manche sind, deren sich ein Schlachtroß nicht zu schämen brauchte.

Rings an den Wänden des Chors ist Schrank an Schrank, jeder mit ohngefähr vierundzwanzig Glasfensterchen versehen, und aus jedem Fensterchen guckt ein grauer Jungfernschädel heraus. Doch das Seltsamste in diesem seltsamen Beinhaus ist die Capelle, wo sich der Kopf der Heiligen nebst vielen der Vornehmsten ihrer Jungfrauen in silbernen oder blechernen Köpfen von getriebener Arbeit befindet. Alle Wände vom Boden bis zur Decke sind Knochenmosaik, arabeskenartig in einander gefügt, Quadrate, Cirkel und andre Figuren bildend.

Verhalte sichs mit diesen Gebeinen auch

anders, als die Legende erzählt; so viel ist doch wahr, daß diese Kirche mehr als irgend eine, den stolzen Sohn und die stolze Tochter der Erde an ihren Urprung, wie an ihr Ende mahnet. Und die Taube der Unschuld die über allen diesen zerbröckelnden Menschenresten, unsterblich für fromme andächtige Gemüther schwebt, ist doch eine heilige begeisternde Idee!

Von allen Gemälden dieser Kirche konnte ich keins mit einem Wohlgefallen anschauen, das nur einigermaßen jenem vor Clara's Altar geglichen hätte. Ein Seiten-Altarstück, wo auf Maria's Vorbitte gequälte Menschen aus dem Reinigungsfeuer von Engeln gehoben werden, mit den Füßen noch in den Flammen, mit dem Auge schon im Paradieße, zog meine Blicke noch am meisten an. Die Farben waren ungemein lebendig, und das Mädchen, welches die Hauptfigur des Stückes zu seyn schien, stieg aus der Gluth so blühend frisch hervor, wie eine Pariser

Venus aus einem Meere von Schönheitswaschwasser. Ob wohl um diesen Preiß nicht manche unsrer Schwestern (am Ende gar wir selbst?) uns ein Wenig Fegfeuer, als eine Art von Toilettenapparat, gern gefallen lassen würden?

Zum Besuchen andrer Cölner Kirchen, außer den drey genannten, reichte unsre Zeit nicht hin, und uns blieb kaum noch ein halbes Stündchen um die Bekanntschaft des Domvicars Hardy machen zu können. Er ist neunzig Jahr alt und arbeitet noch so fleißig, wie ein Bienchen, in Wachs.*) In dieser Art von Kunstwerkchen ist er berühmt und er verdient sein Lob. Am liebsten stellt er den Ausdruck verschiedenartiger Leidenschaften in Bild und Gegenbild dar, und zwar ohne ein andres Muster, als das, was sich in seiner Phantasie gestaltet.

Menschen, die Außerordentliches leisten

*) Er starb bald nachher.

Anm. des Herausg.

oder Schönes bilden, wirken, Magiern gleich, mit einem Zauberstabe, der bey dem Einen so, bey dem Andern anders gestaltet ist: hier ists ein Scepter, dort ein Pinsel, dort ein Sternenrohr; hier ein Meisel, dort ein Gänsekiel. In der Hand des alten, von fast einem Jahrhundert krumm gedrückten Hardy hat jener Zauberstab gar nur die Gestalt eines kleinen zugeschnitzten Hölzchens! Ein andres Instrument braucht er nicht, um allgewaltige Leidenschaften und Gemüthszustände, wie Haß und Liebe, Todesangst, Freude, Schmerz rc. aus einem elenden Stückchen Wachs hervorblicken zu lassen! — Das Mißfällige, welches alle erhoben gearbeiteten Bildnereien durch die Färbung erhalten, kann zwar auch dieser Künstler nicht vermindern; aber das Auge läßt sich doch abfinden, wenn ihm dagegen ein schöner Ausdruck in so niedlichkleinem Gesichtchen gewährt wird. Manchmal sind recht sinnige Gegenbilder gewählt; z. B. eine doppelte Zufriedenheit;

die, eines filzigen Juden, der Thaler zählt; und die eines christlichfrommen Armen, der ein Stückchen trocknes Brod verzehrt und dabey an den Himmel denkt. Du sollst beydes selbst sehen.

In der Arbeit hatte der Greis gerade, als wir ihn besuchten, eine Mutter die mit inniger Zärtlichkeit auf ihren Säugling an der Brust herabblickt. Das Köpfchen desselben konnte der Nagel Deines kleinen Fingers bedecken; und doch war der Ausdruck eines gesunden, bausbackigen, schlafenden Knäbchen mit großer Wahrheit erreicht!

Auch blühende Landmädchen mit Blumenkörbchen am Arme erscheinen noch auf den Ruf des uralten Zauberers, und schweben mit leichter Zierlichkeit vorüber. Unter seinen älteren Arbeiten zeigt er einige Landschäftchen in weißem Wachs, die ohne Staunen nicht betrachtet werden können. Einen schönen Christuskopf, den er in Email gemalt hat, schätzt er sehr hoch, und lobt ihn

mit einer Naivetät, die einem so alten Männlein recht gut und kindlich steht. Einige kleinere Oelgemälde beweisen, daß er auch dafür viel Talent hatte. Kurz, dieser Hardy war mir eine der größten Merkwürdigkeiten Cölns. Mit einer Mischung von Ehrfurcht und Rührung drückte ich beym Abschiede die dürre Hand, die vielleicht bald keinen Druck mehr erwiedert.

Manches, manches Sehenswerthe in Cöln mußte ich seufzend ungesehn lassen; z. B. die berühmte Wallraffische Sammlung. Es dämmerte fast, als ich noch eine halbe Stunde weit durch die engen kothigen Straßen schritt, um einige Minuten am Hafen stehn und es mir denken zu können, wie schön dieser Blick an einem hellen Sommerabend seyn müsse. Es lagen dort eine Menge Schiffe, und manche, die für den sehr bedeutend sind, der bis jetzt nur Kähne kannte.

Heute noch nimmt uns das freundliche Neuwied, welches gar lieb und einladend

vom jenseitigen Rheinufer zu uns herüberblickt, gastfrey auf, und dort schreibe ich Dir wahrscheinlich mein vorletztes Brieflein, welches Dir erlaubt, Dich bald auf das allerletzte zu freuen; denn ich fliege Dir entgegen; — wiewohl man eigentlich von den Postpferden dieser Gegend poetischer Weise eher sagen könnte, sie wären mit bleiernen Hufeisen beschlagen, als, sie hätten Flügel auf dem Rücken.

Zehnter Brief.

Neuwied, den 17. Nov.

Es giebt Gegenden, Städte, Dörfer, Häuser, denen man es mit ahndendem Gefühle schon von weitem ansieht, daß es einem dort wohlgefallen und wohlergehen wird. So heimelte uns auch von Ferne, als wir hinabwärts gen Cöln zogen, das Rheinstädtchen

Neuwied mit seinen weißen schmucken Häusern an. Die Herrin unsrer Gesellschaft sah im Geiste eine verehrte, lange nicht gesehne fürstliche Freundin winkend aus dem Fenster schauen. Mancher von uns trug Verlangen alte theure Bekanntschaften aufzufrischen: — kurz wir zogen vorgestern mit gar schönen Erwartungen hier ein, und mit noch schöneren Erinnerungen ziehen wir Morgen wieder von dannen. Von der liebenswürdigen Häuslichkeit der fürstlichen Familie erzähle ich Dir, da ja ohnehin Manches für unsre traulichen Abendgespräche aufgehoben bleiben muß, künftighin viel Gutes und Schönes. — Die Fürstin Mutter*) steht durch ihre Geistesbildung und durch ein edles wohlgeprüftes Leben nah und fern bey ihren Bekannten im ehrenvollsten Ruf. Würde, Feinheit, Muttertreue, Kunstliebe, Humani-

*) Diese an Geist und Gemüth höchstausgezeichnete Fürstin starb wenige Jahre nachher, als Rosalie sich ihrer Bekanntschaft erfreut hatte. Anm. des Herausg.

tät — alle diese herrlichen Eigenschaften eines veredelten weiblichen Gemüths blicken Dich bald aus ihren Worten, bald aus ihren Werken und Umgebungen an. Daß Prinz Victor, dessen Briefe wir einst zusammen lasen, ihr Sohn war, weißt Du. Nach dem Unglück, ihn so früh verloren zu haben, ist ihr doch das Glück geblieben, sein Andenken ehren zu können und von andern geehrt zu sehen. Einen andern ihrer Söhne, Prinz Max, kennst Du auch als einen enthusiastischen Freund der Naturkunde, der zu Liebe er gegenwärtig sich den Gefahren und Beschwerden einer großen Reise in Brasilien unterzieht. Bey den übrigen Familiengliedern dieses kleinen Fürstenhauses sind angenehme Kunsttalente ausgebildet. In Oel und Aquarell sieht man von der Prinzessin und einem jüngeren Prinzen fleißig ausgeführte Bilder. Zu musikalischem Abendcirkel vereinigt tönt Dir Harfe, Clarinette und Horn entgegen; (des Flügels, dieses Aller-

weltsinstrumentes, nicht zu erwähnen.) Sogar ein Septett von Beethoven, worin die beyden fürstlichen Brüder die Clarinetten- und Waldhornparthie übernahmen, durfte gewagt werden. Die Umgebungen bilden sich auch hier, wie gewöhnlich, nach den voranstehenden Mustern. Ueberall ein heiterer bildungsreicher freundschaftlicher Ton, fern von allem pretiösem Vornehmthun.

Im Zimmer der Fürstin Mutter sah ich zum erstenmale Müllers unbeschreiblich schöne Raphaelische Madonna, die aus dem Himmel tritt, wohin er ging. Ich habe es, wie ein schönes Gedicht auswendig gelernt. So oft mir in der Erinnerung irgend ein Zug fehlte, lief ich geschwind wieder hin, und lernte aufs Neue. — Findest Du nicht, mein ökonomisches Schwesterchen, daß dieß eine höchstwohlfeile Art sey, sich ein theures Bild anzuschaffen? Auch Dir wird die Himmelskönigin erscheinen; freue Dich darauf!

Im Schlosse befindet sich eine äußerst

schöne Sammlung von ausgestopften Thieren, hauptsächlich von Vögeln, die ihre Entstehung hauptsächlich dem reisenden Prinzen verdankt. Neue Schätze stehen in Kisten, noch nicht ausgepackt, bereit, viele sind noch zurück. Ein neuster, noch nicht durch das Morgenblatt bekannt gewordener Brief des edlen Reisenden enthält höchstinteressante Bemerkungen von der Ausbeute jener, erst nach Verlauf eines Jahres vollendeten Reise.

Herr Ingenieur-Hauptmann Hofmann, (ehemaliger Führer der Prinzen,) sendet jetzt den erwähnten Brief im Auszuge nach Göttingen an Blumenbach. — Er ist Aufseher einer reichen Sammlung von römischen Alterthümern, welche auf Veranstalten der Fürstin in dieser Gegend ausgegraben wurden. Ein Herculanum im Kleinen! — Man wird nicht müde, diese aus den tiefen Gräbern einer uralten Zeit hervorgezognen Merkwürdigkeiten zu durchmustern. Herr Hofmann liefert ihre Erklärung mit eben so viel Gefäl-

ligkeit als Sachkenntniß. Mit vorzüglicher Wichtigkeit behandelt er eine kleine bronzene Statue mit einer Mauerkrone auf dem Kopf, deren Inschriften am Fußgestelle auf das ehemalige Daseyn einer Stadt, (nach andern nur ein Castell,) — Victoria genannt, hindeuten sollen. Die Gründe für diese Entdeckung sind auch dem Ungelehrten ziemlich einleuchtend. Die hervorgegrabenen Mauerreste von sehr bedeutender Ausdehnung widersprachen jener Vermuthung nicht.

Nächst jener Statue zeichnet sich ein kleines Schild von Silberblech, einst zu einem Feldzeichen gehörig, aus. Es stellt in getriebner Arbeit einen gewaffneten Römer vor, der den bezwungenen personificirten Rhein unter die Füße stampft. Fast ominös wurde dieses Schild im Jahr 1813 gefunden. Die Ufer des von fremder Herrschaft freygewordenen Flusses schienen nun auch jenes schimpfliche Zeichen einer älteren Knechtschaft nicht

länger in ihrem Schoße dulden zu wollen, und warfen es aus.

Daß aber auch damals deutsche Arme kräftig drein schlugen, zeigen häufig gefundene germanische Waffen, neben durchborten Römerschilden und zertrümmerten Erzgeräthe. Bey der Zerstörung der alten verschollenen Victoria mags furchtbar hergegangen seyn, wie sich aus dem wilden Gewirre schliessen läßt, in dem das Ungleichartigste neben einander liegend gefunden wird.

Unter dem, mehrere Kästchen füllenden Frauenputz sind äußerst niedliche Sachen. Unter andern bemerke ich Dir einen Ring, der zugleich als Schlüsselchen, (ohne Zweifel zu einem Schmuckkästchen) diente. — Eine Idee, die auch jetzt noch Beyfall finden würde.

Einst, als Herr Hofmann gerade bey den Ausgrabungen zugegen war, entblößte sich ein Schädel, der, wie man sogleich erkannte, einer Victorianerin gehörte, die sich un=

ausgekleidet zum ewigen Schlaf niedergelegt hatte. Man nahm die Erde mit der höchsten Sorgfalt hinweg und fand mancherley metallenen Putz auf und neben dem Gerippe; z. B. eine lange seltsamgestaltete Haarnadel; Spangen zum Zusammenhalten der Gewänder; Ringe; eine crystallene am Hals getragne Kugel, deren sich jene antike Frauen zum Abkühlen der Hände bedient haben sollen u. s. w. Manche der aufgefundenen Merkwürdigkeiten sind kaum kenntlich, andre zum Verwundern gut erhalten. Eine kleine, nur wenig verbogne Glocke klang noch wie vor vierzehn Jahrhunderten, und ich weiß Dir nicht zu sagen, warum mir das wunderbar vorkam. Gestalten aus jener Zeit sind weit häufiger auf die unsrige gekommen, als Töne.

Neues Nachgraben würde ohne Zweifel neue Ausbeute bringen; aber dann wäre auch eine erklärende Beschreibung der sämmtlichen Entdeckungen höchst wünschenswerth. Bis

jetzt ist außer einigen Aufsätzen im Reichsanzeiger und in einem andern Journale, nichts darüber erschienen.

Vom poetischen Alterthum ins prosaische Neuthum, (vertrauliche Mädchenbriefe dürfen sich ihre Wörter selber machen), ist in jeder Hinsicht der Sprung ein wenig gewagt. Laß sehen, ob er mir gelingt! — Ich setze an: — und mitten aus dem antiken Victoria bin ich — im Neuwieder Schwesternhause!

Hier fehlen allerdings die großen Schmucknadeln, und die Crystallkugeln, und die Metallspangen; so wie bey den Brüdern die Schilde, die Helme und Streitäxte ꝛc. Nein, dort kommen Dir lauter weiße, unzierlich zugeschnittene rothbebänderte Mützchen, und reinliche, sittsamzugeknöpfte Jäckchen entgegen. Lieschen geht wie Gretchen, und die, wie Martchen, und alle drey, wie hundert. — Hier, (bey den Brüdern), siehst Du meist nur Weber, Handschuhmacher, Strumpfwirker u. dgl.

Fast alle Nationen der Erde schmücken, wenn sie einen gewissen Grad der Bildung erreicht haben, ihre Tempel aus, und suchen die Kunst zu einer Dienerin der Religion zu erheben. Die Herrnhuter Gemeinden hingegen haben statt der Kirchen nur reinliche, gedielte, von aller Kunstzierde entblößte Betsäle. Kurz, man kann die Prosaik nicht wohl weiter treiben, als diese religiöse Secte. Gleichwohl gefällt mirs bey ihnen! Es sind doch stille, fleißige Menschen; größtentheils von feinen Sitten; nützliche Bürger des Staats. — Ein gottkräftiger Mann des Alterthums, eingedenk seines apostolischen Wortes: „Wer nicht arbeitet soll auch nicht essen;“ — er würde nicht unter diese Gemeinde treten, ohne sie zu segnen. Vielleicht fände er es überflüssig, ihnen die Ermahnung zu wiederholen: „Ein jeder schaffe mit seinen Händen das Seinige ꝛc.“

Diese thätigen, meistens schön und gut

arbeitenden Menschen fühlen in dieser Hinsicht ihren Werth, und sie dürfen es.

Zwey Benedictiner-Mönche, die vor längerer Zeit von den Bouteillen ihres Gastfreyen Wirthes her die Anstalten der hiesigen Brüdergemeinde besuchten, machten nach mancherley sittenlosen Aeußerungen dem sie herumführenden Bruder auch die noch: »Bey ihnen sey für sie gar nichts Neues zu sehn. Alles fände schon in ihren Klöstern seit Jahrhunderten statt.« Ein Unterschied, — antwortete der Führer schon in der Thüre, wo die geistlichen Herren noch einmal zum Abschiede seine Empfindlichkeit durch jene wiederholte Bemerkung reizten, — »Ein Unterschied besteht doch zwischen Ihren Einrichtungen und den Unsrigen. Ihnen stopft man das Brod ins Maul, und wir verdienen es uns durch unsrer Hände Arbeit.«

Und der Mann, der dieß zu erwiedern Verstand und Herz genug hatte, war nur ein einfacher Handwerker! Wie müßten die

weinsatten Benedictiner sich geschämt haben, wenn sie seinen Verstand und sein Herz gehabt hätten!

Die Gottesverehrung der Brüdergemeinde versäumte ich heute nicht. Der einfache halblaute Gesang ist mir das Erbaulichste daran gewesen.

Das Haus der Schwestern sowohl, als das der Brüder hat seine beträchtliche Anzahl von Zöglingen; zum Theil Ausländer. Aber solche Anstalten lassen sich nicht nur so im Durchfluge beurtheilen, am wenigsten von Deiner Freundin, die sich durch die Außenseite nicht selten bestechen läßt. Diese war durchaus gefällig. Niedliche, sittsame Mädchen mit stillem, sanftem Blick und geschickter, fleißiger Hand; muntre kräftige Knaben, eben so gern lärmend als lernend, gute Proben ihres Fleißes aufweisend; und, (ich sah sie sich zu Tische setzen,) von ganz herrlichem Appetit! Daß unmittelbar nach den recht schön gesungnen Worten: „Komm

Herr Jesu, sey unser Gast rc.“ ein kleiner Vorleser mit der Stimme eines Ausrufers, ein altgeschichtliches Pensum zu verarbeiten anfing, kam mir einigermaßen pedantisch vor. Es mag indeß vielleicht doch auch sein Gutes haben. Zuverläßig aber wird die Mahlzeit besser verdaut, als das Pensum.

An dem Vorsteher der Anstalt machte ich, von unsrer verehrten W. empfohlen, eine sehr werthe Bekanntschaft. Daß er ein guter Lehrer sey, vermuthete ich; daß er ein trefflicher Zeichner ist, sah ich; und daß er ein edler Mensch ist, fühle ich.

Eine große Ansicht des Mont-blanc, von ihm selbst am Fuß des ewigen Bergriesen aufgenommen, war eine seiner neusten Arbeiten.

Was Dich, meine Serena, — Du Lilienreine, die Du dieser Erde alles eher verzeihst als ihren Schmutz, — die Du, wie ich Dir oft neckend vorwarf, selbst Deinen Vater mit einiger Verlegenheit empfängst,

wenn er seine Jagdstiefeln vor Deinem ausgeblasenen Stübchen abzubürsten vergißt, — was Dich im hiesigen Schwesternhause, und wohl auch sonst in den meisten Zimmern der Herrnhutergebäude, sogleich heimisch werden ließe; das ist eben die reinste Reinlichkeit, die hier, wie eine Art von religiöser Uebung, zum unverbrüchlichsten Gesetz geworden zu seyn scheinet. In einem großen Schlafsaale, der über hundert Bettstellen faßt, ist die höchste Ordnung, die frischeste Luft, die reinste Diele. Schließe daraus auf die Arbeitsstübchen dieser netten Jungfrauen, die mancher Pallast-Dame zum Muster dienen könnten.

Wenn wir Mädchen, (wie die Dichter meinen,) Blumen sind; so dürfen wir mit unsern Schwestern auf dem Gartenbeete wohl die liebliche, schönfarbige, schnellwelkende Blüthenkrone gemein haben; aber nicht den Schmutz, der ihre Wurzeln düngt.

Genug vom Innern, dieses schmucken

Städtchens! Von seinen Umgebungen weiß ich Dir leider nichts zu erzählen. Sie lagen unter einer dichten Schneedecke, vom kalten Nord übersaust, der uns alles Spazierengehen verleidete. Man fand diese Winterwitterung hier so frühzeitig, daß man behauptete, seit sechsundzwanzig Jahren sey Aehnliches nicht erlebt worden.

Ach, und leider waren nicht blos abgeerndtete Felder mit Schnee bedeckt! Hier und da bogen sich noch Aecker voll Halme, die nicht zur Reife gediehen waren, traurig unter den schweren Flocken nieder; hier und da lagen ungebundene Garben, von ihren Schnittern aufgegeben. Ich habe es nicht ohne Wehmuth anschauen können! — Doch hat es mich noch tiefer gerührt, als ich in der Gegend von Coblenz eine Winzerfamilie durch den Schnee ihres Weingärtchens still und traurig waten sah, um die verkümmerten essigsauren Trauben zu sammeln. Unser Reisewagen zog rasch an diesen, unter dem

Druck harter Zeiten langsam schleichenden, Menschen hin; aber ihr Bild verließ mich lange nicht. Ihr ganzes Familienleben malte sich mir nach dem, was ich gleichsam als Skizze gesehen, in lauter dunklen, wehthuenden Scenen aus. Dich will ich gern mit diesen Phantasiestücken verschonen und in Deinen Wunsch, daß sie nur recht untreu seyn möchten, von Herzen einstimmen.

Morgen ziehen wir auf der linken Rheinseite hinauf gen Mainz, und kehren von da über Frankfurt und Cassel zurück in die Arme der Unsrigen. — An welches Herz sich Deine Rosalie sehnt, weiß das Deinige!

Elfter Brief.

Cassel, den 26. November.

Stelle ich mir vor, meine herzliebe Freundin, daß ich in wenigen Tagen kosend und erzählend neben Dir sitze, so wünsche ich mir zwey Flügel statt einer Feder! So ein Gänsekielchen, in dem sich die leichten geistigen Gedanken erst mit der dicken schwarzen Farbe ungern mischen, um dann langsam, und nicht einmal in Tropfen, (Kleksegenannt,) sondern in kleinen Tropftheilchen ins Papier zu sikkern, — so ein Gänsekielchen ist doch ein sehr kärglicher Nothbehelf statt der mündlichen Rede! Das fühlen Freunde; und mehr noch Freundinnen, — die bekanntlich viel besser schwatzen als schreiben.

Doch ich bin Dir noch einen längern Bericht schuldig; und glaube ja nicht, daß ich ihn jetzt erst, volle acht Tage seit meinem

vorigen, zu schreiben anfange! Nein, da steht alles schon in ganzen und halben Sätzen zwischen Denkstrichen und Bildzügen, bald gekrizzelt, bald gemalt in meiner Schreibtafel, und ich setz' es hier nur zusammen. Wie mirs aber eingefallen seyn mag, diesen Bleistiftblättern Blumennamen zu geben, möcht' ich wissen! — Wahrscheinlich solls ein Sträußchen in Dein empfindsames Herbarium geben? Da finde ich z. B. ein Tausendschönchen aus St. Goar; ein Schneeglöckchen aus Mainz; eine Kaiserkrone aus Frankfurt; ein Katzenpfötchen*) und eine Spätrose aus Marburg; und vielleicht blüht noch ein kleines Vergißmeinnicht in Cassel selbst, wo wir vorgestern anlangten. Mir wird die Arbeit erstaunlich erleichtert, wenn ich diese närrische Einrichtung beybehalten darf, und

*) So nennt man in manchen Gegenden Thüringens die Rainblume, (Immortelle.)

Du läßt Dirs, Gutherzige, gewiß gefallen, wenn ich sogleich mit dem

T a u s e n d s c h ö n

den Anfang mache.

Von Boppart aus bis unter Bingen blüht dieses allegorische Blümchen, — auch sogar im Winter. Diese Strecke ist gewiß die schönste des ganzen Rheinstromes! Wenigstens für den, der den erhabenen romantischen Character einer Gegend dem sanften idyllischen vorzieht. Der Strom hat sich hier zwischen prächtiggeformten Bergwänden seinen Weg gesucht, und die Bewohner seiner steilen Ufer haben bis zu den Gipfeln hinan jedes Plätzchen mit Reben bepflanzt, das nur einer kleinen Terrasse Raum läßt. Daß in diesen Bergen die köstlichsten deutschen Weine wachsen, beschwören die Männer. Hauptsächlich soll der edle Rüdesheimer von gar altem, gutem Hause seyn. Denn eine Sage behauptet: Kaiser Karl der Große, als er zu Ingelheim Hof hielt, habe be-

merkt, daß auf den Rüdesheimer Höhen der Schnee am frühsten schmelze, und deshalb ihn mit Burgundischen Reben bepflanzt.

Mit jeder neuen Wendung des Stroms liegt ein kleiner geschlossener Schweizer-see (so glaubt man wenigstens, wenn man diese nur aus Schilderungen kennt) vor dem entzückten Blick. Der edle Fluß strömt im engeren Bette reißend stark, hat sich da und dort tiefe, weite Bogen gewühlt; bildet an mehreren Stellen gefährlich-scheinende Wirbel, und ist doch auch wieder so sanft und freundlich; umarmt eine grüne Insel, oder dient einem reizendgelegnen Oertchen zum stillen Spiegel. — Dann auch schaut hoch von Felsen herab grau und hohlaugig, wie ein Todtenschädel, manche alte Burg in die tiefen ernstrauschenden Wellen hinein. Wir zählten an einer unsrer kurzen Tagreisen vierzehn dieser Schlösser, wo sonst ausgeartete Ritter horsteten, (so sagt man ja, glaub' ich, von Raubvögeln?) Unter die-

sen ist ein Liebenstein, das ich um des Namens Willen, der so tausend schöne Erinnerungen in uns weckt, so lange als möglich im Auge behielt. — »Wie muß es hier schön seyn!« riefen wir oft Eins ums Andre an den Sommer denkend; doch zuweilen vergaßen wir auch den, und waren glücklich im Ausruf: »Wie ist es hier so schön!« — Gewiß hat dieser Monat, — so manche saure Mienen er uns auch durch die seinigen verursachte, — für diesen Theil des Rheins seine eigenthümlichen Reize. Wenn der sausende Nordwest seine dichten Schneegewölke über die Berge jagte, ihre Häupter bald verhüllend, bald erhellend; wenn in der Ruhe nach dem Sturm die Sonne mild hereinblickte, und die hochaufdampfenden Nebel ehrerbietig vor der wandelnden Königin sich zurückdrängten, und die kleinen zugespitzten Rebengärtchen, durch hundert gerundete Mauern erhoben, übereinander im reinsten Weiß zwischen braunem Gestein flimmerten;

wenn der Schnee des Ufers schmolz und ein halbgrüner Rasen von niedlichen blanken Häusern bis zu der Fluth herab sich zog, auf deren Windungen manches Schifflein im fernen röthlichen Duft, immer unerkenntlicher werdend, weiter eilte:—Dann schien der Winter, (ein mannhafter göttlichschöner Greis unter den vier Priestern der Natur!) opfernd über die Gebirge zu wandeln, und mit seinen diamantenblitzenden Augen in die goldstrahlenden der Mutter Sonne zu schauen, gleichsam als fragte er: »Hab' ichs nicht auch recht schön gemacht?«

Sieh nur, wie poetisch ich werde! Aber wahrhaftig, es ist mein Ernst, Schwesterchen! Und wörtlich so stehts in meiner Schreibtafel; und so stands vorher in meinem Herzen!

Am Fenster der Post zu St. Goar, in der Nähe der hochgethürmten, einst vom Feinde zermalmten Veste Rheinfels, dem reizenden Dorf St. Goartshausen gegenüber;

zur Seite einer schwarzgrauen Burg, die Kazze genannt; in der Mitte eines großen Felsenbeckens (wie hier der Strom erscheint) im Angesicht des herrlich-hochgewölbten Lurley-Berges, — dort zeichnete ich Dir das kleine Tausendschön das ich Dir hier mit meinem Schwesterkusse reiche.

Schneeglöckchen

heißt meine zweyte Blume. Es ist aber ein armes, bleiches, unscheinliches Ding; für Dich gepflückt am Tage der großen Sonnenfinsterniß, den 19. November. Während der Mondschatten sich wie ein Augenlied über das Sonnenauge deckte, zogen wir hinauf gen Bingen und Mainz, und es war außer der Sonnenfinsterniß noch eine Nebelfinsterniß, daß wir jene kaum bemerken, geschweige denn beobachten, konnten. Oft schneite es ganz leise, still und traurig in den Rhein herab,

und nur zuweilen sahen wir die farblosen Umrisse der ihn umgebenden herrlichen Landschaften. Aloys Schreibers Handbuch für Reisende am Rhein war uns ein lieber zeit- und unmuthkürzender Reisegefährte, und beschrieb uns manches, was wir nicht sehen durften.

Die kleine mit Thürmen umgebne Burg, sonst der Pfalzgrafenstein genannt, erhob sich nahe genug uns zur Seite aus des Flusses Mitte, so daß wir den abentheuerlichen Bau, den die Wellen zu tragen schienen, gut ins Auge fassen konnten. An diesem Tag und zu dieser Jahreszeit war es mir, als blickte ich auf den Schauplatz hin, wo Ossians Sagen ihre Heimath haben. — Dem Aeußern nach zu urtheilen ist diese sonderbare Pfalz mehr zu einem Kerker als zu einer Wochenstube geeignet; — denn eine alte Erzählung läßt hier die Gemahlinnen der Pfalzgrafen niederkommen.

Auch Hatto's fabelhafter Thurm entschlei-

erte sich uns. — Auf der Brücke bey Bingen, wo die Nahe den Rhein sucht, konnte ich doch einige wehmüthige Seufzer über alles was wir verloren, nicht unterdrücken.

Die Nacht brach herein, als wir im alten Mainz einrückten, das so harten Stössen leidenschwerer Zeiten immer noch kräftig genug widerstanden. Sein innrer Wohlstand soll jedoch in seinen Grundvesten erschüttert seyn. Kein Wunder, da es so lange her von Soldaten zerwühlt worden, gleich einem Termittenhügel von seinen Bewohnern!

Der Morgen des 20sten Nov. war nicht heitrer als der vorige. Das Bild des Doms ist das einzige, was ich von Mainz mitnehmen konnte.

Diese alte Kirche hält die Empfindungen, mit denen man gewöhnlich alterthümliche Tempel besucht, nicht auf ihrer Höhe. Seine Bauart ist plump, und die Spuren großer schändlicher Entweihung sind nicht alle

verwischt. Einige Marmor-Denkmale mögen wohl fleißig gearbeitet seyn, aber keines spricht das Gemüth an. Manche sind durch das fremde Kriegsgesindel, das hier hauste, zu jener wilden Zeit, wo Schlachtochsen am Fuße des Hochaltars bluteten, verstümmelt. — Eines fiel mir nur darum auf, weil es ein auch Dir bekanntes schönes Bildhauerwerk, das Grabmal der Frau Langhans zu Hindelbank, ohnweit Bern, auf eine seltsame Weise travestirt.

Auf jenem berühmten Stein (leider nur Sandstein!) zerbricht die auferstehende Mutter die Decke des Grabes, wohinein ihr neugebornes Kind sie einst gedrückt, und hebt es mit unverminderter Liebe sorgsam zum Leben hinauf.

Hier, im Mainzer Dom, ruht halbaufgerichtet eine männliche Figur (leider nicht von Sandstein, sondern von Marmor!) im Sarge mit zufallendem Deckel. Zwischen durch schaut sie mit einer großen langlockigten Pe-

rücke und sucht und deutet auf eine Landcharte, die weit aus dem Sarge herabhängt. Diese Figur stellt nämlich einen berühmten Feldherrn vor, der hier noch, — sterbend oder auferstehend? — nach Eroberungen herumschnüffelt!

Aber ein andres ehrenwerthes Denkmal steht hier im Umrisse auf meiner Tafel, das ich Dir nun auch abzeichnen muß. Man zeigt es in dem Kreuzgange des Doms, der sonst einen Gottesacker, jetzt ein Gärtchen umschließt. Ueber viele Leichensteine schreitet man hin, ehe man vor dem Denkmal des alten Sangmeisters steht, der von der Wand her in aufrechter Stellung mit grundehrlichem Gesicht, mit einer Krone auf dem Haupte aus röthlichem Sandsteine herausschaut. Das ist der Mann, der mit seinem Ehrennamen Frauenlob genannt war, womit er seinen Geschlechtsnamen überlebt hat. Nachdem er den Ruhm unsres Geschlechts in vielen zierlichen Versen gefeiert, starb er

den 13ten Nov. 1317. — Frauenlob gewinnt Frauendank. Unter seinem erneuerten Brustbilde ists zu schauen, wie ihn seine Mitbürgerinnen ehrenvoll zu Grabe bestatten. Der uns begleitende ehrliche Mainzer schloß, als er mir von ihm erzählte, seinen Bericht mit folgenden Worten:

„Weihwasser is dazemahl noch nit Mode gewese; se habe s'em halter e Flasche Waih ins Grab nei gegosse."

War das nicht brav gemeint?

Nun wüßt' ich aber auch meinem armen Schneeglöcklein kein einzig Blättchen mehr anzusetzen. — Es folget demnach

die Kaiserkrone.

Freilich mehr eine Zierpflanze, als eine Straußblume; mehr fürs Auge als fürs Herz; aber ich hätte Dir doch in allen Putzblumenhandlungen Frankfurts keine schönere auszuwählen gewußt.

Hast Du sie Dir jemals recht mit Ver-

stand betrachtet? — Die schlanke grüngeschmückte Säule theilt sich in einen blätterreichen Wipfel; unter seinem Schirme lodert das Leben und die Liebe der Pflanze, kleinen gelben Flammen gleich, in einem Kranze von nickenden Blumen hervor, und im Innern glänzen rund um die zarten Kelche her an jedem Blatte, selbst in der größten Sommerhitze, krystallhelle Tropfen. Das sind die Perlen dieser goldnen Krone. Ich habe manchmal, wenn ich im Garten des Schlosses zu M. meinen seligen Freund erwartend wandelte, mit einem stillen andächtigen Staunen die geheimnißvolle Pracht dieser Pflanze angeschaut; und mit demselben stillen andächtigen, nur noch unendlich erhöhten, Staunen stand ich in Frankfurt am 21. November Nachmittags vier Uhr auf der Zinne des Domthurmes vor einer riesenmäßigen Wunderblume, die gleich einer umgesunkenen Kaiserkrone oder Feuerlilie in der Tiefe nach Westen hingestreckt lag.

Der Vormittag war dem Besuch einiger Bekannten und Unbekannten, verschiedener Kaufladen, und der Ansicht des (recht schön eingerichteten) Hauses der Casinogesellschaft gewidmet; der Mittag einem wohlschmeckenden Mahle im römischen Kaiser; der Nachmittag einem Lauf durch einen Theil der Stadt; — blos um sie noch ein wenig zu begaffen; und so nahte der Abend, als ich am Dom anlangte und noch einmal mit schönern Hoffnungen, als am 4ten November, die vielstufige Treppe seines Thurmes zu ersteigen anfing. Niemand war mit mir; denn mein Begleiter, dem vor der Höhe schwindelte, wie er behauptete, (wahrscheinlicher wohl: »vor dem Steigen graute;«) blieb am untern Thurmpförtchen wartend zurück. Fast, als ich 200 Stufen unter mir hatte, gesellte sich das Hündchen des Thurmbewohners, bellend und wedelnd zugleich, zu mir und sprang dann immer lautklaffend vorauf.

Wo in den dunklen schmalen Windungen

der Treppe hier und da ein Mauerfenster den Blick ins Freye erlaubte; da schaute ich zwar nur flüchtig hin (um mir den Genuß nicht durch Vorgenuß zu vermindern;) aber so viel haschte ich mir doch weg, daß ich für dießmal reichbelohnt wieder zurückkommen würde. — Jetzt stand ich tiefathmend am Ziel! Das Hündchen lief schweigend fort und suchte seinen alten Herrn. Ich war ganz allein. — Da wollten sich die zitternden Kniee beugen vor dem Herrn der Natur, und die Hände gefaltet sich zu ihm erheben. »Denn er war »schön und sehr herrlich geschmückt; Licht »war das Kleid das er anhatte;« (und wie es dort im heiligen Buche weiter heißt.)

Du erinnerst Dich gewiß auch noch mit Entzücken eines abendlichen Ganges auf die Hohlensteiner Felsen, in jenem schönsten Herbste, wo wir im Bade Liebenstein Ein Zimmer, Eine Schüssel, manchmal sogar Ein Kleid und, fast möcht ich sagen, Ein Herz schwesterlich theilten. An jenem Abend, den

ich meine, war der bewußte Freund, der uns nun schon so lange verlassen hat, ungewöhnlich wehmüthig-weich, und erst als er sah, daß wir es auch geworden, fing er begeistert an, zu reden von der schönen göttlichen Wunderwelt, und eine Röthe, die nicht blos der Wiederschein des weithinflammenden Abendhimmels war, stieg auf seine bleichen Wangen. — Da wars, als verkündete er uns ein Geheimniß in dem Gedanken: „der Genuß erhabner Naturscenen werde unaussprechlich erhöht, wenn man sich „vorstelle (wie's denn auch wirklich sey), der „Schöpfer bilde in dem Augenblick alles „selbst." — So betrachtete ich jetzt auch das vor mir ausgebreitete Bild, als sey es so eben erst aus der Hand des großen Künstlers hervorgegangen; ja, als arbeite er noch daran; und jetzt, — als durch zertheilte, tiefhintereinander wogende Wolkenwände der rothglühende Sonnenball, wie ein Auge Gottes, noch einmal seine liebe Erde überblickte;

als der goldne Kreis aufblitzender Stralen wie eine Königskrone auf einem hohen, von den irdischen Bergen sich in den Himmel hinaufbauenden, Wolkenthrone lag: — jetzt erst schien mir dieses große Landschaftsstück vollendet, und alles Schöne war auch zugleich heilig!

Die Lichtwellen flossen über meilenweite Flächen gegen den hohen Feldberg und Altking her, die halbsichtbar in jenem röthlichen Abenddufte schwammen, der ein verklärender Heiligenschein der Berge ist.

Doch der prachtvollste Glanz lag im Thale hinab auf dem Main, der nur Eine stundenlange Feuersäule zu seyn schien. In der Nähe der Stadt breitete sie sich in eine mit goldnen Zweigen flimmernde Palme aus und in der Ferne verlor sich der Glutstrom in einzelne hüpfende Lichtpunkte.

Als ich lange geschaut und bewundert hatte, kehrte ich mich nach Osten, — nach jener Gegend hin, wo meine besten Freunde

und meine schönsten Freuden wohnen! Aber der Blick war geblendet vom flammenden Westen und mußte sich schließen. Doch um so lebendiger stiegen die süßen Bilder der Heimath, (nicht der irdischen allein!) in meiner Seele auf.

Die Vorstellung eines künftigen Paradießes wäre vielleicht dem menschlichen Gemüthe fremd, wenn es nicht ein vergangnes erlebt hätte: „das kindliche." Jenes heilige Land, wo wir unschuldig und selig gewandelt, ist uns immer das schönste. Dahin sehnen wir uns, wenn wir es lange nicht gesehn haben. Wir kommen, — wir finden wohl die alte Natur, ewig jung, wie wir sie zuerst erkannten: doch uns selbst finden wir nicht mehr. Und so oft Monate und Jahre zwischen solchem Wiedersehn liegen, kommen wir ärmer geworden zurück! — Giebt es eine süssere Wehmuth? —

Als ich die Augen wieder öffnete, fand ich die Sonne nicht mehr. Nahe am Hori-

zont hüllten sie neue dichtere Nebel ein, die nun einmal diesem Jahre so eigenthümlich sind, wie den Ossianischen Liedern.

Nun erst wurde ich einen mir zur Seite stehenden Knaben der hier wohnenden Thürmerfamilie gewahr, welcher eine kleine Gabe zu erwarten schien. Gewiß nicht vergebens! Zum Danke beschrieb er mir den Weg, der mich fast in gerader Linie zur Zeil führte.

In der schon ganz dunklen Kirche hätte ich nichts mehr unterscheiden können, auch war die Thüre schon geschlossen und mein Gottesdienst vorüber. Ich fand mit dem mich erwartenden Begleiter ohne zu irren den bezeichneten Rückweg.

Fast schäme ich mich, Dir zu sagen, daß ich jenen Abend noch das Schauspiel besuchte. Es giebt Gemüthsstimmungen, bey denen ich eine innre Warnung vernehme, sie nicht allzuschnell zu verwischen, und die, wenn ich darauf nicht achte, sich durch ein Gefühl rächen, das fast wie böses Gewissen mich be-

schleicht, und wenigstens für eine Zeitlang mir die Zerstreuung verleidet, der ich mich zu bald hingab. — So konnte ich auch jetzt mich Anfangs gar nicht recht in die Vorstellung von Ifflands Jägern finden. Sie mochte indeß, so viel ich urtheilen kann, gut genug ausfallen.

Wer selten Schauspiele sieht, und die bessern liest, hat ein befangenes Urtheil. Die vornehme Kennermiene anzunehmen, mit welcher gewöhnliche Theaterkritiken aus unsren Tageblättern herausschaun, ist, dünkt mich, so schwer nicht. Ueber Geschriebnes schreiben, über Gedachtes denken und über Gesprochenes sprechen; das sind Künste, die unser Zeitalter bis zur Vollkommenheit ausgebildet hat. Auch mögen gewöhnlich Schauspieler und Kritiker so ziemlich auf einer Linie des Geschmacks stehen. Große Künstler sind vielleicht nicht viel seltner, als große Kunstrichter.

Soll ich nach meiner geringen Erfahrung

sprechen, so gestehe ich Dir, daß ich die Werke unsrer größten Meister gerade am wenigsten gern auf dem Theater sehen würde. Das Ideal meiner Maria und Iphigenie, meines Posa und Carlos, meines Egmont und Nathan ꝛc. ist mir durch wiederholtes Lesen jener Meisterstücke in allen feinsten Abstufungen klar geworden, und die Darstellung derselben von einer Gesellschaft, die nicht aus lauter Meistern besteht, (wo ist sie aber? —) verwischt mein schönes Bild, und reißt den magischen Schleier, den mir die Phantasie über das Ganze gewebt hat, oft mit groben Mißgriffen entzwey.

Einzelne Künstler heben sich vielleicht vortheilhaft aus der Menge heraus; aber ist denn ein Bild schön, auf dem nur die Hauptfiguren gut gemalt, und alle Beywerke gesudelt sind?

Dahingegen giebt es ein gewisses Mittelgut für die Bühne, was ich weit lieber sehen, als lesen möchte; vermuthlich weil da

das Mißverhältniß zwischen Dichtung und Darstellung nicht zu grell hervorblickt, ja sogar der gute Schauspieler oft noch den Dichter heben kann.

Auch eine Oper hörte ich am vorhergehenden Abend: „Pär's Camilla;" als eins der besten Werke dieses Meisters Dir längst bekannt. Das Orchester ist stark und sehr gut besetzt. Es half dem wackern Componisten meisterlich, seinen, oft etwas langweiligen Text besiegen, so daß die unverbitterte Lust an den herrlichen Tonstücken den Mißmuth über hie und da mißlungene Dichtung niemals aufkommen ließ.

Am Morgen des 23sten Novembers, der ziemlich hell und schneidend kalt war, zogen wir auf der Straße nach Marburg weiter, wo ich noch einige Reiseblümchen pflückte, die ich Dir aber erst Morgen in meinem letzten Briefe schicke.

Zwölfter Brief.

Cassel, den 27. Nov. Morgens.

Sind wir einmal alt geworden, — Du und ich und alle unsre Schwestern hienieden, — dann ist wenig Redens mehr von uns! Kein Dichter mag den grauen Stamm besingen, der, längst abgeblüht, nur noch mit wenigen gelben Blättern raschelt. So geht es der guten Mutter Erde auch, die alljährlich Einmal alt wird, und dann in ihrem weißen Matronen-Jäckchen, mit ihrem kahlen Scheitel und dem kalten Blick auch den feurigsten Idyllensänger ihrer Blühtenzeit verstummen macht. Nur zuweilen, wenn sie, wie alte Damen bey festlichen Gelegenheiten zu thun pflegen, sich mit flimmernden Juwelen bedeckt, sagt man ihr noch einige Artigkeiten, die jedoch frostig genug ausfallen.

So würde Dich's denn auch nicht befremden, mein Schwesterchen, wenn ich Dich hier

von Frankfurt nach Marburg, ohne mich rechts oder links auf der weißen reizlosen Fläche umzusehn, in zwey Zeilen fortschaffte.

Es geht indeß wahrhaftig doch so schnell nicht! Denn einige Meilen von letztgenannter Stadt zersplittert ein Wagenrad, das Dich wenigstens so viele Duodez-Briefseiten aufhalten kann als uns Reisende, Stunden.

Und das ist nun eben das Katzenpfötchen, womit das Schicksal oft plötzlich, wenn es eben recht sanft zu streicheln scheint, sich uns fühlbarer macht. Schon gut, wenn es nur keine Tigerkralle ist, bey deren Anblick unser Blut erstarren oder rinnen muß!

Großen, weite Länder und Meere umfassenden Reisen sind unendliche Gefahren und Unglücksfälle keineswegs zu erlassen; und will ihr Beschreiber sich einen guten Willen beym Leser machen, so muß er am Ende, wie sein Schiff, nur noch als ein elender Wrack von Mensch im Hafen landen. Der Leser hat dagegen aber auch ein Einsehens, und ver-

langt von einem Ausfluge nach Cöln, der uns nach drey Wochen wieder heim führt, keine Seestürme und Schiffbrüche mit Durst- und Hungersnoth; kein verwegenes Hangen und Bangen zwischen bodenlosen Abgründen, oder sonst Mord und Todtschlag; sondern er begnügt sich mit einem zerbrochnen Wagenrade, das die armen Reisenden in dunkler Nacht mitten auf der Landstraße und bey dreyzehn Reaumur'schen Kälte-Graden einige Stunden sich herumzuplacken nöthigt. Er ist schon zufrieden, wenn man ihn zusehen läßt, wie die Bedienten erst mürrisch, dann murrend von den hohen Sitzen herabklettern, und mit frierenden Füßen trampelnd herumstehn, Rath zu halten über das Rad; — wie die Postillons fluchend abspannen und davon reiten, Aushülfe im nächsten Dorfe zu suchen; — wie die Reisegesellschaft mit verbitterten Mienen und schwer zu verbergender Unbehaglichkeit sich mühselig auspackt, eines Theils in eine elende, dem schneidenden Ostwinde

völlig offne Postkalesche kriecht, andern Theils sich, zum größten Nachtheil der persönlichen Freyheit, zusammenschichtet; — und wie nun endlich nach vielfachen Reden, Rufen, Reiten, Hämmern, der Zug sich wieder in Bewegung setzt, und der noch gesunde Reisekasten schwerfällig und doppelt befrachtet, — der leere, kranke aber hellkreischend durch den starren glimmernden Schnee langsam hingeschleift, spät erst im Gasthofe vor der Stadt Marburg anlangt. — „Es ist doch Etwas!" spricht er. (Ich meine den Leser, liebe Leserin.)

Eigentlich war Deine müde, schläfrige und hungernde Freundin bey ihrer Ankunft in der Herberge nur noch mit drey Gedanken versehen, die eben so viele dringende Wünsche waren, und sich nun in herrliche Genüsse verwandelten.

Im Gasthofe war es recht kommlich; bald kehrte die beste Laune zurück und bot dem Schlaf noch eine Weile Trotz. Doch als er

endlich sein süßes Recht behauptete, kam er mit seinem dunkelsten Mantel und brachte keine Träume mit. — Der Schlaf ist der erquickendste, der dem Tode am ähnlichsten ist.

Auch ich erwachte am folgenden Morgen um so früher; kräftig erquickt durch die Kälte des vorigen Tages, wie durch die tiefe Ruhe der Nacht.

Bald nach fünf Uhr war ich schon schreibfertig und schreiblustig; doch nicht aufgelegt, Dir alles das nachzuholen, was Du nun im vorigen Briefe und in diesem gefunden hast.

Jetzt, schien es mir, sey die gute Stunde gekommen, Dir etwas längst Versprochenes zu geben. Bis zum Mittage war ich ungestört; kein städtisches Getöse um mich her; — eine so sanfte, trauliche Wärme im reinlichen Zimmer, an dessen Fenstern dichtverzweigtes Laubwerk von Eiskrystallen sich hochästig hinaufrankte! — O, wie wurde es mir so wohl! Wie so schöne Sommerbilder blühten mir auf! Erinnerungen, die wie ge-

flügelte blauaugige Engelsköpfe mit zarten Rosenwangen aussahn, grüßten mich aus der lieben Ferne her, und winkten mir, sie zu malen.

Ich that es wohl, aber mit zaghaftem Pinsel; unter den blassen Farben meines kleinen Vorrathe's oft vergebens die rechte suchend.

So entstand die Schilderung jenes Abends, von dessen Mittag Dir einer der früheren Briefe erzählt; — jenes Abends, der das Verlobungsfest unsrer Johanna beschloß, wo Deine Rosalie wohl allzuglücklich gewesen wäre, wenn nicht die Krankheit des Vaters ihr Deine Begleitung geraubt hätte.

Das, meine Serena, ist das versprochene Spätröschen, das mitten im starren Winter, an meinem Herzen erwärmt, sich entfaltete, um nun an dem Deinigen fortzublühn!

Im Nachgenusse süßer und wehmüthiger Gefühle, die im Landhause zu S. —* erwacht waren,*) und nun sich mit Erinnerungen erlebter Vorgänge meiner Vergangenheit mischten, schritt ich langsam, nur von meinem Mädchen begleitet, den Hügel hinan. Die leere Postkalesche zogen die müden Gäule schleichend nach.

»Dort, über dem Fichtenwäldchen hin, blicken die Thürme der Burg hervor!« rief meine Begleiterin, als wir die Höhe erreicht hatten; und indem ich erfreut aufblickte, entdeckte ich wirklich nicht blos das liebe, nicht mehr allzuferne Ziel meiner heißen Fahrt, sondern auch zugleich ganz in der Nähe zwey rasche zierliche Falben, die einen nicht minder zierlichen halboffenen Wagen galoppirend an uns heranrollten. »Halt!« rief eine bekannte Stimme, und der Pastor von Heimfeld, oder, wie Du ihn lieber nennen hörst,

*) S. die Erzählung am Schlusse des vierten Briefes.
Anm. des Herausg.

unser Freund M.*, rief mir, aus dem Schlage springend, seinen Gruß und seine Sendung zu.

Die treue Sorgfalt Deiner holden Johanna und ihres gütigen Vaters hatte mir die letzte Meile meines Wegs so freundlich zu erleichtern und zu versüßen gesucht. Wie vollkommen beyde ihren Zweck erreichten, gestand ich meinem neuen Führer und Gefährten schon in der ersten Stunde unsrer gemeinschaftlichen Fahrt.

Was hatten wir auch nicht alles zu sprechen, Sèrena! — Erst von Dir und von den Bekannten der Heimath; dann von jenen, mir noch persönlich unbekannten, aber schon so lieben Menschen, in deren festlichen Cirkel ich heute als Gast treten durfte! Und hiezu kam noch der Reiz einer mir fremden, so oft hochgepriesenen Gegend! . . — O, ich war gewiß viel, viel glücklicher als meine ferne Freundin dort im stillen, dem Lichte verhangenen Krankenzimmer des kaum gene-

senen Vaters! — Und dieser Gedanke war der selten mangelnde Florschleier, der selbst unsre schönsten Erdenfreuden wie ein schwarzes Wölkchen überwallt.

Von Johannas Vater, (— ich will ihn aber hier künftig immer nur den Vater nennen, als wäre er der meinige zugleich mit;) vom Vater also sprach unser Freund, der ihm so nahe wohnt, und sich dieser Nähe so oft erfreut, mit großer Wärme, und malte recht mit Liebe an seinem Bilde; unbekümmert, ob mir nicht einzelne Züge schon durch Dich bekannt geworden seyn möchten. Ich gebe Dir Manches wieder:

»In einer anmuthigen, durch vieljährigen Fleiß verschönerten Wohnung wird ihm, — sprach unser Freund, — eine Ruhe zu theil, die er durch die Mühseligkeiten eines gefahrvollen Lebens verdient hat. Hier wechseln dankbare Erinnerungen der Vergangenheit mit angenehmen Hoffnungen der Zukunft ab, und der frohe Genuß der Gegenwart

geht dabey niemals verloren. Seine Zeit war, seit ihm die geliebte Gattin starb, der Bildung seiner Tochter und der Ausführung mannigfaltiger landwirthschaftlicher Plane zugetheilt, deren vorzüglichster Zweck immer das Wohlbefinden und die Veredlung aller der Landleute ist, die sie ihm ausführen helfen, und die ihn daher längst nicht mehr ihren Herrn, sondern Vater heißen. Freund aber nennen ihn aus voller Seele alle an Geist und Herz gebildeten Bewohner der umliegenden Gegend. — Der Geist strenger Ordnung, den ich für die schönste Beute eines braven Soldaten halte, ist ihm vom Dienste der Waffen her treu geblieben, und leitet ihn durch zugemessene Stunden vom Geschäft zur Erholung; giebt ihm zu jenem den Tag, zu dieser den Abend. In seinem Calender stehen eigentlich nur wenige Festtage, aber desto mehr Festabende, und es bedarf nur eines heitren Himmels und einer lebendigen Natur, um seine Freunde zu sol-

chen Abendfesten zu versammeln. Sie sind einfach und munter, wie seine Gespräche, und werden es vorzüglich durch diese. Die Bitte, ihm eine frohe Stunde zu schenken, wird immer erfüllt, wenn seine Gäste selbst Freude fühlen und äußern.«

»Sein treues festes Gemüth gehört einem längstverschwundenen kräftig-deutschen Alterthume, seine Geistesbildung aber gehört unsrem feinsinnigen Zeitalter an.« *)

Weniger Worte konnte ich meinem Gefährten über Johanna abgewinnen. Aber ein heitres Lächeln, das doch auch wieder wie

---

*) Die Leser der „Biographie des Dichters Ernst Wagner," (in dessen, bei Gerh. Fleischer erschienenen, gesammelten Schriften, 11ter und 12ter Band,) lernen dort einen Mann kennen, dessen edler Persönlichkeit das oben aufgestellte Bild, den Grundzügen nach, vollkommen entspricht; mögen auch nicht alle Beiwerke des Gemäldes in der Wirklichkeit nachzuweisen seyn. — Johanna's Seelenschwester dürfte sich ebenfalls unter E. Wagners Geliebten finden. —

Anm. des Herausg.

Rührung aussah, verbreitete sich über sein Gesicht, wenn ich sie nannte.

»Mit einer Blume müßte man sie vergleichen, — sprach er Einmal, — aber man unterläßt's doch, weil man nicht mit sich einig werden kann, welches Blumenbild ihr am ähnlichsten ist: ob die schlanke reine Lilie, deren zartes weißes Glanzgebilde auch bey der leisesten Berührung erzittert, und welche anzuhauchen kein Odem sanft genug scheint; oder ob die in glühendem Leben aufquellende Rose, die in der schönsten Farbenfülle liebreizender Jugend prangt, und sich doch demüthig unter ein grünes Dornenzweiglein verbirgt.«

Die heißen Sonnenstrahlen des ätherreinen Tages, (einer der seltenen dieses Jahres!) kühlten sich schon im linden Hauch aus Westen, als wir am Fuße des Burgberges anlangten.

Durch verständig geordnete Gruppen von Busch- und Baumpflanzungen blickte stellen-

weise der ehrwürdige alterthümliche Bau herab, und wir glaubten schon an den Fenstern bewegliche Gestalten zu erkennen, die das muntre festliche Leben verkündeten, das jetzt dort oben waltete. Höher hinanrückend erblickten wir deutlich genug ein Gewimmel bunter Frauenkleider auf dem Balkon, und ein weißes Tuch schien zuweilen herauszuflattern. Meine Phantasie gab es Johannen in die Hand, und meine Sehnsucht nach ihr ließ es mir zum Gruße flaggen.

Wer aber, Serena, wer könnte die wunderliche Mischung der Empfindungen beschreiben, mit welcher man nun den Augenblick immer näher und endlich ganz nahe kommen sieht, wo wir den Menschen unter die Augen treten sollen, von welchen wir schon so viel gehört und gesprochen, die wir längst geachtet und geliebt und nur noch nicht gesehn haben!

Ein unruhiges Sehnen, — eine unbeschreibliche Neugierde, wie wohl die persön-

lichen Gestalten der Wirklichkeit in jene Formen passen mögen, die sich die Einbildungskraft längst bis auf die kleinsten Züge so lebendig ausgebildet hat; — ein bängliches Wünschen, nun gleich den rechten Ton zu treffen mit Menschen, die uns dem Aeußern nach völlig fremd, und dem Innern nach so vertraut sind; — auch eine gewisse blöde Verlegenheit, (warum sollten wir Mädchen sie uns nicht gestehn?) sich in einem nicht unvortheilhaften Lichte zu zeigen, um die Achtung und Liebe, die man aus vollem Herzen darreicht, wenigstens zum Theil auch wieder zu empfangen: — alles das treibt sich wechselnd im klopfenden Herzchen herum und jagt das heiße Blut in die Wangen, wohl gar ein Thränchen ins Auge! — So seltsam geartet ist der Mensch, — ich meine das Weib!

Nun aber auch keine dieser, mir selbst zudringlichen Bemerkungen mehr, die Dir fast wie Hemmschuhe vorkommen müssen,

welche man einem bergaufwärts gezognen Wagen anlegt.

Jetzt, jetzt sind wir oben! — Es rollt dumpf zur dunkeln, hochgewölbten Thorfahrt hinein; der Schlag springt auf! — Ein blühender, zierlich, doch männlich gekleideter Jüngling mit einer hellrothgestreiften Nelke an der Brust bietet mir mit einigen freundlichen Worten, die ich vergessen habe, den Arm; (Du erkennst in ihm sogleich den Bräutigam;) an der Treppe reicht ein hehrer kräftig gebauter Mann im einfachen grünen Kleide mir die starke aber sanftdrückende Hand; eine schlanke weibliche Gestalt, auch mit der rothgestreiften Nelke geschmückt, (das ist Sie! — rief mein Herz,) gekleidet in jenes dunkelnde Seidenlila, das, wenn es gut steht, zugleich die beste Probe einer zarten Hautfarbe ist, — diese Gestalt mit blonden reichlockigtem Haar, mit himmelklaren Augen und zartrothen Wangen, und mit feingeformter rührendlächelnder Lippe nennt

mich mit dem Schwesterkusse ihre Freundin, und ihr zweytes Wort ist eine Frage nach Dir. Kurz, Du siehst; ich bin schon daheim! Der erste peinliche Augenblick hat sich unvermerkt im Entzücken verloren. Die Lippen sind aufgethan, und das Herz auch!

Der Pastor hilft mir wacker ein, und reißt mich, wie ein guter Dichter seinen Leser, mitten in die Begebenheiten des Tages hinein. Ehe ich recht weiß wie, sind neue Bekanntschaften geknüpft, einige ältere aufgefrischt, die lästigen Antrittsfloskeln und Alltagsformeln überstanden oder überhüpft, und ich schnalze im weiten gastlichen und gastreichen, noch mit der Mittagstafel geschmückten Saale fröhlich herum, wie, — (denn manches alte, oft gebrauchte Gleichniß ist eben deshalb ein gutes,) wie ein Fischlein im Wasser!

Begreiflicher Weise verlierst Du nun im gastlichen Getümmel Deine Freundin auf ein Stündchen ziemlich oft aus dem Gesichte;

dann aber siehst Du sie mit einem Theil der Gäste aus dem Laubengange treten, der in den einfach und geschmackvoll angelegten, sich am Hügel hinabziehenden Garten führet. Dort weilt sie auf dem freyen, nur von niedern Staudengewächsen umgebenen Rasenplatze, den eine, von lebendigem Grün überwachsene, halbrunde Bank in Gestalt einer Ottomanne umschließt.

Hier aber, vor dem heiligen leuchtenden Angesicht der ewigen Mutter muß sie wieder ernster werden und umständlicher! Ja, sie möchte Dir alles, was sie von nun an gesehn und gehört, so treu wiedergeben, als hättest Du selbst es mit erlebt; so treu und rein, wie sie es empfing; und auch Kleines ist darum ihr wichtig.

Das Auge wurde weit, wie das Herz vor der Aussicht in das breite von Berg und Wald schön umgränzte Thal, welches, im Vorgrunde ein fast regelmäßiges Oval bildend, weiterhin sich in zwey engere Wiesen-

gründe theilte, die einen sanftgewölbten langgedehnten Fruchthügel, wie mit zwey Armen, umfaßten.

Wir standen verloren in dem entzückenden Versuch: die Schönheiten der reichen Landschaft, nicht sowohl im Einzelnen zu betrachten, sondern gleich als ein Ganzes zu umfassen und zu empfinden.

Des Vaters Bemerkung: »daß dieser Versuch so wie seine Wonne gewöhnlich sprachlos sey« unterbrach die allgemeine Stille der Schauenden.

»Ich habe mir auch immer gedacht, flüsterte Johanna fast etwas blöde, (wie sie mir oft dann schien, wenn sie einen Gedanken, der in der Tiefe ihres schönen Gemüthes gewohnt hatte, mit Worten zu umkleiden wagte,)« ich habe mir auch immer gedacht, daß es einen Himmel des Entzückens geben könne, worin die Seligen gar keiner Sprache mehr bedürften.«

Nur unser Freund schien sie ganz ver-

standen zu haben, und sein dunkles Auge suchte das sanftgesenkte blaue. »Auf jener Höhe, die Sie ahnden, — sagte er leise, wie mit ihrer Stimme, — steht wohl nur der Unerschaffne. Das Glück geschaffener Wesen wird ewig zu mangelhaft bleiben, um nicht immer von Neuem durch wechselseitige Mittheilung ergänzt werden zu müssen.«

Der Vater lenkte von diesen leisen Zwischenreden ab, als hätten sie, wie es denn wohl auch der Fall war, der Gesellschaft nicht gegolten, und zu seiner ersten Bemerkung zurückkehrend fügte er derselben noch bey: »auch bey der Anschauung von Kunstwerken pflege der wahre sinnige Kenner Anfangs nur durch sein Schweigen zu loben, und nur ein solcher möge wohl auch das ganze Schöne recht empfinden. Die größere Zahl von Bewunderern bliebe, gleichsam als sey ihr Sinn zu enge, das vereinte Mannigfaltige auf Einmal aufzunehmen, gewöhnlich nur

an Einzelnheiten haften, und manche z. B. wären im Stande, gleich in den ersten Momenten der Anschauung einer Raphaelischen Gruppe auszurufen: »Ha! Welch ein Faltenwurf in diesem Mantel!«

Ein benachbarter Gutsbesitzer, der geschmackvoller Sammler von Kupferstichen und andern Kunstgegenständen ist, äußerte bescheiden, daß seines Freundes Meinung sich doch wohl einige Milderungen gefallen lassen dürfe. Auch ein guter Meister könne bey Ausarbeitung eines großen Werkes bey gleich vertheiltem Fleiße doch irgend einem Theil desselben seine besondre Liebe schenken; und es frage sich daher, ob es gerade Mangel an Urtheil und Geschmack verrathe, wenn der Blick des Beschauenden gerade diese Einzelnheit sogleich zu finden und sich daran zu ergözzen verstehe, sollte auch der Total-Eindruck ein Wenig darunter leiden.

»Ich trete auf Ihre Seite, sagte eine der anwesenden Frauen, und da ich, als eine

rührige Wirthschafterin, mich mehr auf die Natur, als auf die Kunst verstehe; so wende ich, was Sie so eben sagten: auf das vor uns liegende lebendige Landschaftsstück an.«

»Mit Recht, — redete der Vater dazwischen, — denn wer hindert uns, eine schöne Gegend als ein Kunstwerk zu betrachten, das viele Gesellen und Lehrlinge unter der Oberaufsicht eines großen Künstlers ausführen?«

»So oft ich vor solch einem göttlichen Panorama stehe, fuhr jene fort, suche ich mir sogleich ein Lieblingsfleckchen aus, von dem die Blicke gar nicht wieder loskönnen, oder zu dem sie doch immer wieder zurückkehren. Und ich wette, jeder von uns hat sich aus dieser schönen Aue irgend einen Gegenstand erlesen, dem er seine Liebe am meisten zuwendet!«

So fand sichs in der That, und es gab dem, nun allgemeiner werdenden, Gespräch ein schönes Leben, als bald der Eine, bald der Andre heraushob und schilderte, was ihm

doch vor Allem wohlgefalle; wobey die in ihrem Geschmack Verschiedenen sich wechselseitig zu gewinnen suchten, die hingegen, deren Wahl und Liebe auf Einem und demselben Gegenstand ruhte, sich traulich die Hände zulangten.

Der Vater unter andern bekannte gern seine Vorliebe für die Mühleninsel, die, durch einen Triftweg vom Garten getrennt, am Fuße des Hügels lag. Ihr ämsiges Klappern, ihr muntres plätscherndes Rauschen sey, versicherte er, oft wie die kräftigste heiterste Ermahnung zum Fleiße zu ihm heraufgedrungen, wenn er manchmal verdrießlich über das Mißlingen ökonomischer Versuche, oder über andre Hindernisse, die sich allen Verbesserungen gewöhnlich entgegenzustemmen pflegten, die Gänge des Hügelgartens einsam durchschritten habe.

„Und seht nur, fuhr er hinabdeutend fort, wie sie auch jetzt nach ihrer Art uns „Vergißmeinnicht!" zuruft und zuwinkt! —

Das reinlich-weiße Häuschen kehrt uns die stille Seite zu, und verbirgt die nimmermüden Räder in dichtlaubigen Büschen, so wie etwa gute Menschen mit ihrem Fleiß nicht prahlen. Junge Linden grünen an dem oftbetretenen Pfad, der von der Hausthüre über den sammtgrünen Rasen hin zum Stangensteg des Baches läuft, welcher mein Mühlchen rings umfließt, damit es überflüssig besitze, was es am nothwendigsten braucht. — Doch auch die hohen gelben Weidenbüsche und die dichtgepflanzten Pappeln die seine Insel umkränzen, sind ihm keine unnütze Zierde; sie liefern ihm ihre Wellen und Stämme zu nöthigen Ausbesserungen ab; — und gleich am gegenseitigen baumlosen Ufer ziehen die langen gelben Kornfelder hin, die ihm ihre Garben zuschicken, so daß es an Allem genug hat, und gar nicht fertig werden kann, rastlos geschäftig bey Tag und Nacht.«

M.* gestand seine Partheilichkeit für

seine Heimfelder Kirche. »Kirchen, — merkte er an, — geben überhaupt einer Landschaft ein so festtägliches frommes Ansehn, und sind für das Auge, was ein Gebet für das Herz ist. Mein Kirchlein aber steht nun vollends dort, über dem stillen Ufer des beginnenden See's erhoben, mit seinen glänzendreinen röthlichen Mauern, mit seinen schönvertheilten zierlichen Fenstern unter dem schimmerndschwarzen Schieferdach mit goldnem Kreuze, so freundlich da auf seinem Hügel, an dessen Fuß die Heimfelder Hütten sich unter breitästige Fruchtbäume verstecken; daß man doch wirklich die Hände faltet, wenn man es von ferne erblickt, und sich fragt: ists denn nicht heute Sonntag?«

»Aber der Gottesacker, Herr Pfarrer?« — — rief ihm eine seiner Nachbarinnen zu, die in dieser Umgebung der Heimfelder Kirche eine unwillkommne Mahnung finden mochte.

»Der Gottesacker? — erwiederte der

Pfarrherr, — der gehört eben recht zu meiner Kirche, wie das Aehrenfeld dort zur Mühle. In jenen Mauern, denke ich, beteten schon tausend traurige Herzen um Hülfe, um Trost und Ruhe; und siehe, sie gingen nur ein paar Schritte weit aus dem Tempel auf den grünen, geräumigen, mit einer weißen Mauer gesicherten Platz, und fanden alles was sie suchten. — Kirche und Gottesacker gehören zusammen, wie Wunsch und Erfüllung.«

Die Gegnerin schüttelte noch zweifelnd und unbekehrt das Haupt, als Johanna's Bräutigam, — dem die Sprache der Dichter vertraut ist, und der, wie solche Jünglinge pflegen, auch das Schönste noch zu verschönern und Blumen mit Blumen zu bestreuen sucht, — mit feurigem Schwung den vom Abendlicht gerötheten Spiegel des Sees prieß, so wie den hier und da durch Erlen blinkenden Fluß; und behauptete »er kehre mit seinen vielfachen Krümmungen deshalb

so oft wieder um, weil es ihm so leid thue, das herrliche, sanftabhängige Thal zu verlassen, das ihm einen so ruhigen Lauf vergönne; ihn mit hohen nickenden Blumen umfasse und mit truppweise vertheilten Bäumen, die sich, über den silberblinkenden Spiegel hingebogen, an dem hüpfenden Schatten ihrer Blätter zu ergötzen schienen. Er selbst habe schon einigemal den Wipfel einer alten überhängenden Weide erklettert und so lange hinabgeschaut, bis ihn eine gewisse Sehnsucht, sich in die weichen blauen Fluthen hineinzustürzen ergriffen; und dann habe er recht tief in der schwindelnden Seele das verführerische Wort der Göthischen Syrene empfunden:

»Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
das feuchtverklärte Blau?
Lockt nicht dein eigen Angesicht
Dich her in ew'gen Thau?«

Zuletzt that auch Johanna, — nachdem sie ihrem Ludwig für seine poetische Vermes-

senheit mit dem Finger gedroht hatte, den er mit leisem Kusse zu beschwichtigen wußte, — noch ein gemüthvolles Wörtchen hinzu. Sie fand alles, alles schön und gut, was die andern gelobt hatten, und erwähnte dann, nur wie beyläufig, daß sie in einer Landschaft so gern das Menschliche, das Bewegliche, Lebendige aufsuche und mit ihren Blicken begleite. Wenn sie, wie jetzt, bey dem nahenden Feyerabend so viele Gestalten kommend oder gehend, eilend oder schleichend, jauchzend oder still, allmählig in ihren, im Grünen ruhenden Dörfern sich verlieren sehe; so werde ihr ganzes Herz zu ihnen hingezogen, und in Gedanken gehe sie mit ihnen heim, und fühle es mit inniger Lust, daß Gott doch eigentlich um ihrentwillen alles so schön geschaffen habe.«

So sprachen Alle nach der Verschiedenheit ihrer Neigungen und Ansichten die Gefühle ihres Herzens aus, bis aus der Tiefe des Gartens die mildverschmelzenden Töne

zweyer Waldhörner zu uns herauf, und weit durch die stille Gegend klangen. Der süße Ruf schien uns zu gelten, und wir folgten ihm. Dort in der Ebene grünte zwischen zwey hohen, Kühlung wehenden Wasserstrahlen eine geräumige Laube, aus welcher ein frohes buntes Gewimmel von festlichgekleideten Landleuten, (größtentheils Arbeiter des Guthes und Heimfelder Einwohner,) bekränzt und bekränzend uns jubelnd entgegen zog. Es waren Johanna's Gäste.

Ihrer ununterbrochen-thätigen Jugend sind die Arbeiten dieser wackern Menschen so wenig fremd geblieben, daß sie vielmehr selbst oft die Aufsicht und Leitung mit ihrem Vater getheilt hat. Wie viele unter ihnen mögen wohl, wenn das Bedürfniß sie zu einer Bitte zwang, die das herzlichste Zutrauen ohnehin so sehr erleichtern mußte, Vorschuß oder verdoppelten Lohn aus des edlen Mädchens Hand empfangen haben! — Allen schien sie so lieb! Und alle bemühten sich

jetzt, es in ihrer treuherzigen, für die Empfindung immer ein wenig unbeholfenen, Sprache auszudrücken. Mit lieben, freundlichen, sich gern herabstimmenden Worten reichte die schöne Braut ihre, bald rothgedrückte und kräftig geschüttelte Hand im Kreise herum.

Eine reichliche Gabe Wein, vom Vater gespendet, erlaubte manchen Ehrentrunk bald auf sein Wohl, bald auf das Glück des jungen Paares. Die Clarinette des blinden Martin, (eines Virtuosen aus Heimfeld, der durch Anlage und Uebung, mit Begleitung seines Sohnes und Führers, auf verschiedenen Blasinstrumenten selbst Kennern nicht mißfiel,) mischte sich bald zärtlich, bald jubelnd darein. Auch dem übrigen Instrumenten-Chor hörte man, obwohl sie alle das Dorf gebildet hatte, Geschmack und Uebung an.

Die Zuschauer des ländlichen Tanzes wurden bald Theilnehmer. Niemand mochte

es weigern, an diesem, von lauter fröhlichen Stimmen durchtönten, von lauter freundlichen wonnevollen Blicken angelächelten Abend!

Doch Ein Genuß stand noch bevor, der ihn mit einer seligen Rührung schloß.

Der Mond färbte sich allmählig. Einzelne lichtweiße Wölkchen zogen langsam nach Westen und zerflossen im leuchtenden Aether. Ein erquickender Luftstrom ergoß sich vom Walde her in das ruhende Thal. Da führte der Vater uns im langen Zuge hinab an den See zu einer von ihm im Geheim vorbereiteten Wasserfahrt auf schöngeschmückten Schiffchen. — Die weit vor uns hingegoßne Wasserfläche spiegelte des Himmels dunkelblaues Aetherkleid grünlich auf weichen kraußen Wellen nach. Gott! welch ein Abend! — riefen Viele; dachten wenigstens Alle. Der Blick fliegt trunken in die reine blaue Höhe; er senkt sich in die tiefe helle Fluth; er ruht auf den Wiesengründen und auf den grünen

Hügeln der beyden Ufer, von Gärten, Baumpflanzungen und Dörfern bedeckt; er sucht die fernsten schwarzdunkelnden Berge im Osten, und die im Abendgold glühenden Gipfel im Westen, und muß zuweilen, überfüllt, sich unter das kleine Augenlied verbergen, daß ihm die weite Erde und einen unendlichen Himmel zudeckt! — —

Das Ohr durfte indeß das Auge nicht beneiden. Ein eignes Schiffchen trug den Musikanten-Chor. Bald nahe, bald ferne, bald zur Seite erklangen die lieblichen Töne. Jetzt ein klagendes Adagio, dessen sanfte Klänge, so wie das Schiff, (vielleicht absichtlich,) zurückblieb, sich uns nachzusehnen schienen; jetzt wieder plötzlich in unsrer Nähe, mit einem schallenden Schlag auf die große Trommel, ein jubelndes Allegro, daß es den in Freude und Wohlseyn glühenden jungen Bauern, welche die Ruder führten, electrisch in die rüstigen Arme fuhr, und das Fahrzeug über ihren verdoppelten Ruderschlä-

gen tanzte! Jetzt aber als sich die Fahrt um einen vorspringenden Felsen bog, standen beyde Schiffe. Der Vater ordnet ihre Stellung und läßt eine erwartungsvolle Pause entstehen. — Da steigen endlich, wie aus der Tiefe der Wellen, sanfte gehaltene Töne eines Hornes herauf, und ein andres gesellt sich zu ihm. Ihr kurzes Lied ist süß, wie eine Frage liebender Sehnsucht. Ach, und welche Antwort wird ihr! — Echo, die ewige Freundin einsamer Klagen, wohnt dort auf einem grünen Vorsprung der grauen Felswand des Ufers. Süßer, herzrührender habe ich sie niemals antworten gehört! Wir lauschten alle mit gehaltenem Odem, und wollten des reizenden Wechselliedes gar nicht müde werden, bis endlich der Vater, (auch in den reinsten Genüssen immer mäßig,) winkte: „Es ist genug!“ Das musikalische Schiff blieb von nun an schweigend zurück. Auch unser Freund von Heimfeld eilte auf einem kleinen Kahne allein zu seinem lieben

Dörfchen hinüber. Die große Gondel aber zog still und langsam, wie ein, sich im Abendhauche kühlender Schwan, am grünen Ufer heimwärts hin, wo noch weißblinkend in der Dämmerung einzeln oder truppweise die ländlichen Gäste standen und wandelten.

Am Ende des Sees, hart unter dem Heimfelder Kirchenhügel, da wo er sich steil und felsig herab in das Wasser senkt, vernahmen wir noch einen seltsamen, fortströmenden, sanften, tiefen Ton, der allein von der Herrlichkeit des glanz- und klangvollen Abends übrig geblieben, und bebend das Verschwundene zu beklagen, oder, als habe er sich verspätet, den übrigen nach in den Himmel hinauf zu ziehen schien. Bald aber sammelten sich die Klänge, und dann schwoll's allmählig zu kräftig brausenden Accorden auf.

Es war die Orgel der über uns emporragenden Kirche; — und den Organisten erräthst Du nun leicht! — Die hohen pfort, artigen Fenster der Kirche hatte er geöffnet-

so daß es in vollen reichen Wellen heraus in den tiefstillen Abend strömte, der nun schon ein leuchtender Mondabend geworden war.

Leise, sanftfließende Harmonien bauten sich über starken, majestätisch-fortschreitenden Bässen auf. Der Organist schien unentschlossen, welches heilige Lied er zum Ziele wählen sollte, und durchsuchte mit kunstgeübten, dem Ohre wohlthuenden, Uebergängen die lieblichsten Tonarten. Jetzt schien er bey der Weise:

„Nun ruhen alle Wälder“

weilen zu wollen; dann aber, — als erlaube ihm eine heilige Begeistrung nicht, bey der umnachteten Erde zu harren, — schwang er sich empor zu jenem feyerlich rührenden Anfang der Melodie:

„Jerusalem, du hochgebaute Stadt,
wollt' Gott, ich wär' in dir!“

Und endlich schien der Gedanke an das edle Paar, das seinen Accorden lauschte, und, mit allen überschwenglichen Freuden der Zeit-

lichkeit noch an die Erde gebunden, sich nun erst ihren heiligsten Pflichten weihen wollte, — dieser, ihm und uns allen so rührende, letzte Gedanke des hinabgesunkenen Verlobungstages schien ihn wieder aus der himmlischen Heimath in die irdische zu rufen, und seine Empfindungen ergossen sich, — zugleich wie eine religiöse Mahnung klingend, — in die Weise eines unsrer schönsten Kirchenlieder:

»Auf Gott, und nicht auf meinen Rath
»will ich mein Glücke bauen.«

O Serena! Hättest Du doch den Blick unsrer Johanna gesehen, mit dem sie ihrem erwählten Freunde die Hand hinüberreichte! »Mit Gott?« schien dieser milde rührende Blick zu fragen. »Ja, mit Gott!« antwortete seine einschlagende Rechte, und sein ganzes, in starker, männlicher Rührung erbebendes Wesen.

Wir übrigen sangen die Worte des Chorales leise nach. Auch unser Freund, der

dort oben einsam in der dämmernden Kirche vor der Orgel saß, mußte sich wohl das Lied selbst vorsingen, denn die Melodie wiederholte sich sechsmal, nur mit veränderten, immer stärker zur Seele sprechenden Harmonieen. — Und als wir nun zum letzten Verse kamen:

»Was ist des Lebens Herrlichkeit!
»Wie bald ist sie verschwunden!«

als selbst Johanna's mannfester Vater sein gesenktes Auge hinter der Hand verbarg, während die fromme Tochter in Thränen zerfloß: — da war wohl niemand unter uns, der nicht jene unendliche himmlische Freude gefühlt hätte, die sich von einem unendlichen irdischen Schmerz kämpfend losringt, und dann rein und glänzend, wie ein Engel, zur ewigen Heimath hinaufsteigt!

Das Lied schloß ohne Nachklang. Die Kirchenfenster gingen klirrend zu. Alles war stumm.

Wir landeten geräuschlos; Einige schie-

den mit leisem Händedrücken; Andre wandelten noch durch die kühlen Schattengänge sinnend hin. Ich aber eilte den Hügel hinan zu jener Rasenbank, wo ich den schönsten Abend zu feyern begonnen hatte. »Und wo ist denn Dein stiller, treuer Freund? Wo ist die Liebe Deiner Jugend, Du armes Herz?« So rief's in Einem fort Deiner einsamen Rosalie zu. Und sie hatte keine Antwort; aber sie breitete in namenloser Wehmuth ihre Arme gegen den gestirnten Himmel hinauf.

Da raschelte es näher und näher durch die blühenden duftenden Büsche her, und eine Gestalt bog sich heraus, harrte einen Augenblick, schwebte dann schneller zu mir her, daß ich ahndend wie vor einer Geistererscheinung zusammenschreckte. »Ach, ich habe Sie gesucht!« flüsterte eine Stimme, und — Johanna ruhte an meinem Herzen! »Ich aber habe Dich gefunden!« rief ich mit aller Kraft, die mir die mannigfachen Entzückun-

gen und Rührungen des Tages noch übrig gelassen hatten. — Und so schloß sich der Schwesterbund zwischen mir und ihr. Ewig wird sie wohnen in diesem Herzen neben Dir und neben dem Bilde des theuren Todten, den ich immer suche, und nimmer finde.

Ich fühle wohl, daß ich meine letzten Blätter an Dich hier schließen sollte.

Was ich in Marburg für Dich schrieb, habe ich jetzt theils noch einmal überlesen, theils ergänzt, und nun wird es mir schwer, wieder in den alten Ton der Reisenachrichten zurückzukommen.

Und bedenke ich's recht, so habe ich Dir von Cassel nur sehr wenig zu erzählen. Durch einen Zufall war ich genöthigt einen großen Theil des gestrigen Tages im Gasthofe zuzubringen, (er kam Dir zu gute!); manche Einladungen zu verschiedenen Cirkeln, deren humaner geselliger Ton uns eine freundliche Erinnerung zurückläßt, nahmen andre Stun-

den in Anspruch. Zudem scheuchte die strenge Winterluft von Spaziergängen zurück, die uns ohnehin nur einförmige Schneeflächen zeigten; so ist es gekommen, daß sogar die berühmte Wilhelmshöhe unbesucht blieb. Von dem Merkwürdigen der Stadt selbst wurde nur das Museum flüchtig durchblickt. Die Erfüllung aller andern Wünsche, welche die herrlichen Umgebungen Cassels dem Reisenden wecken, bleibet einer günstigeren Zeit aufbewahrt.

In wenigen Stunden rücken wir auf der Straße nach Eisenach der lieben Heimath näher. Ich bin am Ziel meiner Reise und meiner Briefe an Dich!

Wie aber mag es kommen, Serena, daß dieses Wort mich wehmüthig macht? — Warum kann ich die gute heitre Laune, in die ich mich durch meine vorigen Briefe so oft hineingeschrieben, nun in diesem letzten Blättchen nicht wieder finden?

Ist es die Ahndung irgend eines Unfalls,

der vielleicht nach so vielen lebenreichen, genußvollen Stunden andre herbeyführt, die nur einförmige Sorge und lähmenden Kummer bringen? — Oder ist es jener, die innersten Seelentiefen aufsuchende und durchdringende Schmerz, der uns, oft unsichtbar, aber immer gegenwärtig, durch die Vergänglichkeit unsers kleinen Lebens hin begleitet, und so oft hervortritt, als wir bey neuem Wechsel der Verhältnisse ausrufen müssen: „Das ist nun auch vorbey!“? —

Nun, Du theure Freundin, und all ihr theuren Freunde! — so giebt es ja doch keinen Schmerz ohne einen Trost! — Senkt eine Blüthe die entfärbten, welken Blätter trauernd nieder, so entwickelt im Stillen schon sich ihre Frucht; und, — soll nicht die Ewigkeit der Freundschaft treuer Herzen nach kurzen Erdentagen gemessen werden; o so giebt es auch für sie kein wehmüthiges „Lebewohl!“ ohne ein seliges „Willkommen!“

II.

Beilage zum siebenten Brief.

Beethoven's Zwischenacte

zu

Göthe's Egmont,

mit deklamatorischer Begleitung.

In der Leipziger musikalischen Zeitung, (Jahrg. 1821. No. 22.) wo diese Deklamationsstücke zuerst erschienen, gab ihnen der Verf. ein Vorwort mit, welches auch hier nicht fehlen zu dürfen scheinet.

*

»Nur allzuselten geht Egmont über die vaterländischen Bühnen, und ungern büßen viele Freunde dieses dramatischen Meisterwerkes zugleich mit ihm den Genuß eines musikalischen ein. Wir meinen die unvergleichlichen Zwischenacte, welche Beethoven für jene Tragödie komponirte. — Wollte man sie als Conzertstücke geben, so müßte ihre Wirkung großentheils verloren gehn, so lange nicht die mangelnde Darstellung des Dramas einigermaßen ersetzt, und durch ir-

gend ein Kunstmittel die poetische Einheit des Ganzen hergestellt würde.

Hierzu sind die nachstehenden Deklamationsstücke bestimmt, welche Zuhörer voraussetzten durften, die das große dramatische Gemälde selbst bereits kennen, und denen daher eine bloße Skizze zur lebendigen Hervorrufung der Hauptmomente genügt.

Vielleicht könnte Beethoven's Musik mit dieser deklamatorischen Begleitung besser gehört und mehr gewürdigt werden, als bei der theatralischen Aufführung des Stückes selbst. Denn wo ist ein Theaterpublikum, das musikalische Zwischenacte, — zumal solchen Gehaltes, — — mit der nöthigen Ruhe und Aufmerksamkeit anzuhören gestimmt wäre? Je mehr das Drama an und für sich die Aufmerksamkeit spannt, so lange der Vorhang gehoben ist, desto leichter pflegt sie zu erschlaffen, sobald er sinkt; und leider ist man nun einmal daran gewöhnt, bei jeder dramatischen Darstellung, die sich nicht ausdrück-

lich als Oper oder Melodram ankündigt, die Musik nur als Dareingabe und Lückenbüsserei zu betrachten!

Auf diese Bemerkungen gründete der Vf. dieses Versuchs die Hoffnung: daß manchen Freunden der Tonkunst damit gedient sein werde. — Ein Deklamator findet sich unter ihnen in unsern Tagen ohne Mühe, und mit dessen Beihülfe könnte jene herrliche Komposition Beethoven's auch in solchen musikliebenden Zirkeln aufgeführt werden, wo man sie außerdem niemals zu hören bekäme.

Eine andre liebe Hoffnung will der Vf. nur flüchtig berühmen, — überzeugt, daß auch die umständlichste Darlegung ihrer Gründe beim Publicum doch nicht ansprechen würde, falls er vielleicht selbst über ihren Gehalt im Irrthum sein sollte, — welches bessere Kenner entscheiden mögen. — Es scheinet nämlich, als sei mit diesem Versuche die Aussicht auf einen neuen Vereinigungspunkt zweier verschwisterter Künste eröffnet: der

Dichtkunst, — durch welche die Sprache zur Musik, — und der Tonkunst, — durch welche die Musik zur Sprache wird.

Ueber die Unzulässigkeit einer gewissen musikalischen Miniaturmalerei, wie sie sich nicht selten in den Werken sonst guter Meister (so z. B. hier und da bei Haydn,) in manchen Melodramen, ja sogar in einigen Produktion unseres größten Komponisten findet, haben Kennerstimmen längst entschieden. Darüber sind sie indeß wohl ebenfalls einverstanden: daß die Wirkung desto erfreulicher sein müsse, wenn ein Meister der Tonkunst schon gegebene, der Nation vertraut gewordene poetische Darstellungen im Großen aufzufassen und gleichsam al fresco zu malen verstände. Hier handelt sichs nicht darum, das Piepen einzelner Vogelstimmen, und „wie der Hund im Grase streift,“ — oder wie's Tag und Nacht wird, — wie der Löwe brüllt, der Sturmwind pfeift und der Regen rauscht ꝛc. auszudrücken,

(ein oft lächerliches, öfter verunglückendes Unterfangen!) Nein, hier gilt's, große Gemüthszustände, die durch das rein Menschliche ihres Wesens leicht aus Seelen in Seelen überströmen, durch die schöpferische Kraft des Dichters zuerst in sich selbst, und dann unwiderstehlich auch im Hörer hervorzurufen; — hier gilt's, das Höchste, was ein verhülltes Verhängniß, was Tugend oder Schuld aus dem Freudenbecher oder aus der Zornschale über Menschenherzen ausgegossen, — Entzücken, Liebe, Freude, Friede, Trost, — Wehmuth, Jammer, Seelenquaal des Schmerzes und der Verzweiflung, — da wo keine Worte ausreichen, begeistert in Tönen auszusprechen, ja selbst, (insofern es die Gränzlinie des Schönen nicht überschreitet,) auszuschreien und auszustöhnen.

Beethoven hat sich zu seinen Zwischenakten zum Egmont offenbar durch die Stellen des Stückes zunächst veranlaßt gefunden,

welche eine musikalische Begleitung ausdrücklich vorschreiben: allein er hat noch unendlich mehr geleistet, als vom Dichter erwartet, und als bisher vom Publikum erkannt worden ist! —

Hier glauben wir jene musikalische Malerei, die wir für die einzig zulässige halten, als Muster aufgestellt zu sehen, und gewiß ließe sie noch bei vielen andern dramatischen Werken eine mannigfaltige Anwendung zu! Wir nennen jetzt nur Göthe's Faust, (der in seiner kolossalen Gestalt ohnehin auf unsern Bühnen nicht Platz findet;) auch große Werke eines, unserer Sprache fremden Genius, wie z. B. die der griechischen Tragiker, — welche weder als Uebersetzung, noch als Umarbeitung sich der deutschen Bühne jemals recht aneignen werden, — müßten, so aufgefaßt und behandelt, ihren hohen poetischen Werth gefallend und bildend kund thun. Einzelne einfache Scenen könnten dialogisch recitirt werden; hie und da müß-

ten Gesangchöre den Total-Eindruck ganzer Akte wiedergeben; selbst mimische Tableaux, wie man sie neuerer Zeit darzustellen weiß, würden, mit geschmackvoller Sparsamkeit an rechter Stelle erscheinend, (z. B. Klärchens Bild in Egmonts Traum,) von angenehmer Wirkung sein.

So scheinet mit diesem Versuche (der sich übrigens für nichts anders giebt, als für eine bescheidene Einfassung eines köstlichen Juwels,) ein weites, des ferneren Anbauens wohl lohnendes Feld eröffnet zu sein: — für den Dichter, den Komponisten und den Deklamator, — welcher letztere hier aus dem bisherigen engeren Kreise heraustritt, und sich zum höheren Rang der griechischen Protagonisten und Choragen erhebt ꝛc.«

✤

Die erfreuliche Wirkung, welche bei mehrmaliger Aufführung dieser Deklama-

tionsstücke (u. a. zu Leipzig,*) Berlin, Hamburg, Bremen, Nürnberg rc.) sich äußerte, — vorzüglich aber das billigende Urtheil, welches Egmonts großer Dichter darüber aussprach,**) unterhält auch jetzt noch die ermunternde Hoffnung: es werden

---

*) Mein würdiger Freund, der als geschmackvoller Aesthetiker allgemein geschätzte Hr. Hofr. Dr. Am. Wendt, machte sich um die erste Bekanntmachung meines Versuches und um die öfteren Aufführungen der herrlichen Beethovenschen Musik (die er für eine der gelungensten dieses großen Meisters hält,) vorzüglich verdient; — welches ich hier dankbar erwähnen zu müssen glaube.

**) In einer gütigen Zuschrift des Herrn Geh. Raths von Göthe heißt es unter anderm: „Wenn unsere Theater mit Decorationen und Costümen die Stücke belasten und sie fast erdrücken, so wird hier die Einbildungskraft des Hörers aufgeregt und der eigentlichste Inhalt zur Empfindung gebracht. Diese Art zu epitomisiren könnte uns zu einem Analogen der ältesten griechischen Tragödie zurückführen, wo der erzählende Chor die Hauptsache war, die Sprechenden und Handelnden aber fast nur zufällig eintraten. So könnte man auch hier einige Scenen ausgeführt geben, von andern im Allgemeinen nur den Inhalt. Auch Gesang müßte eintreten, und ließe sich dadurch gar manches Angenehme und Ueberraschende bewirken.“

fernerhin Freunde und Pfleger der Künste diese Idee, so wie sie mit Liebe gegeben ward, auch mit Liebe auffassen, und den unvollkommenen Anfang kunstgerecht fortsetzen und vollenden.

Prolog.

Der Geist, — bedrückt, gebunden in den Schranken
Der engen, oft nicht heitern Wirklichkeit, —
Schwebt leicht und frei im Reich der Ideale.
Am Abend sinkt des heißen Tages Bürde,
Wenn aus der Musen klarem Himmelsquell
Mit neuem Muth wir neue Kraft uns schöpfen.
Dann wandeln, von der heitern Kunst geführt,
Wir fessellos in ihres Tempels Hallen;
Und dort im Hayn, wo auf der Göttin Wink
Die holden Wunderblumen freudig sprossen,
Die, zartgepflückt zum farbenreichen Kranze,
Ihr unverwelklich um die Lyra blühn. —
Bald lauschen wir entzückt mit Ohr und Herz,
Wenn sie die goldnen Saiten läßt ertönen;
Und bald rollt jener Vorhang vor uns auf,
Der magisch schimmernd eine Welt enthüllt,
Wo sanftbewegt die lieblichen Gestalten, —
Des Lebens Lust und Leid verschönend, walten.
Wenn Carlos dort an Posa's Herzen ruht;
Wenn mild und groß Maria Stuart scheidet, —
Zu ihrem Sternbild auf die Jungfrau schwebt; —
Wenn dann Torquato Tasso's herbe Schmerzen
In süßen Lauten tönend sich ergießen;

Dann Götz die starre, kalte Eisenhand
Auf's treue, warme, deutsche Herz sich drückt;
Dann Egmont, — frei und treu und groß, —
In mächt'ger Liebe für ein leidend Volk,
Sein Stolzes Haupt, von Lebenslust umkränzt, —
Die Wangen, die dem Tode nicht erblassen, —
Dem Mordbeil des Tyrannen muthig reichet:
Wo ist ein Herz, das dann nicht höher schlägt?
Ein Auge, dem die Thräne nicht entfällt,
Die tief der Menschheit heil'gem Born entsteiget,
Das Auge glänzend schmückt, das Herz erweichet?

Wir wagen jetzt auf neubetretner Bahn
Verehrteste! solch edlem Ziel zu nahn.
Seid uns geneigt, wenn wir ein großes Leben,
Wie's uns ein großer Dichter aufgestellt,
In kleinen flücht'gen Bildern wiedergeben.
Uns ist ein edler Meister beigesellt,
Durch mächt'gen Ton das schwache Wort zu heben,
Ergänzend unser mangelhaftes Streben.
So möge denn, was sich dem Blick entzieht,
Gestaltenreich der Phantasie entsteigen!
Hier, wo der Kunst die Opferflamme glüht,
Wird sie zu süßem Wahn den Hörer neigen;
Sie wird begeisternd ihm ein Eden zeigen,
Das ewig jung um ihren Tempel blüht.

Der Kenner Tadel, — ob er sich erhebt,
Und wo wir straucheln, uns zu richten strebt, —
Er wird doch huldigend der Liebe schonen,
Die sich des edlen Dichters Freunden weiht,
Und zagend selbst, sich süßer Hoffnung freut:
„Es werd' ihr stiller Dank uns freundlich lohnen."

(Hier tritt die Ouvertüre zum Egmont ein.)

I.

Ein muthig Volk, das seine Kraft erkannt,
Es reichet nicht den wundgedrückten Nacken
Dem fremden Joch auf immer willig hin;
Einmal erwacht, zersprengt es seine Ketten.
Dann bricht im Kampfe manches edle Herz:
Doch nicht umsonst! Des Vaterlandes Heil
Keimt aus der Kämpfer heil'gem Opferblut.

Erdrückend lag auf jenen Niederlanden, —
Die jüngst sich fremden Herrschern neuentrungen, —
Des span'schen Philipps blutbeflecktes Zepter.
Ein wachsend Fünklein, unserm Vaterland
Entglommen, — ach, es wurde jenem Volk
Zur Fackel eines großen wilden Brandes,

Der weit durch Flanderns lebenreiche Au'n,
Vom Schwert geschürt, nun seine Flammen wälzte.
Dorthin getragen von des Dichters Flug,
Sehn ahnend wir die dunkle Wolke ziehn,
Die näher jetzt und näher blitzend droht.

Noch unentwurzelt steht ein kräft'ger Baum,
Mit Blüth und Frucht die Zweige weit verbreitend.
Wen dort die Furcht, — wen hier die Liebe treibt,
Er schließet sich dem edeln Grafen an,
Der's minder achtet, Prinz von Gaure zu heißen.
Den Namen Egmont nennet jedes Herz!

Dem Feind ein Schrecken, — kindlich mild dem Freunde, —
Hat ihn der Ruhm gekrönt in heißen Schlachten,
Und Bürgerdank in friedlich froher Zeit.
Wo ihm bedrängt ein Flehender sich naht,
Getröstet geht und segnend er von hinnen.
„Hoch — unser Egmont hoch!" ruft Kind und Greis,
Wo sich der lebensfrohe Jüngling zeigt.
Ein hoffnungsreiches Jauchzen ist sein Gruß,
Und jubelndes Getümmel sein Geleite.

Da führet aus dem fröhlichen Gedränge
Der Dichter uns zum kleinen stillen Haus,

Wo Klärchen wohnt; — ein anmuthvolles Kind,
Das Aller Liebling sich zum Liebsten wählt,
Und treugeliebt von ihm, — des Lebens Glück
Nur seinen Blicken dankt. — Die Mutter warnt; —
Es steht der bleiche Freund, dem sie die Hand
Um Egmont nun entzieht, verzweifelnd da: —
Umsonst! — Kein Rückweg mehr! — In Egmont leben
Kann sie allein; — wo nicht: — mit Egmont sterben!

O lasse nur dein lustig Lied ertönen!
Das Leben eilt, der Freude Laut verklingt,
Und durch den Jubel deiner Liebe dringt
Des ungeliebten Treuen banges Stöhnen.
Wo Brackenburg verarmt von Ferne steht,
Da ringt auf ewig von der Lust das Leben
Sich blutend los. Ein leiser Schauer weht,
Wie Todesahnung aus der Töne Beben.
Ein tiefes Weh steigt aus zerrißnem Herzen; —
So eint sich Liebeslust mit Liebesschmerzen!

(Lied Klärchens „Die Trommel gerührt;"
dem das Andante No. 2. a. folgt.) *)

---

*) Sowohl im Klavierauszuge als in Partitur sind die sämmtlichen Zwischenakte Beethovens in der Musik-Verlagshandlung v. Breitkopf und Härtel zu Leipzig zu haben.

II.

Dem kleinen Herzen, das sich jammernd quält,
Dünkt nur sein Leiden groß; der großen Seele
Wird eignes klein bei theurer Brüder Noth. —
Nicht lange weilt das Mitleid bei dem Schwachen,
Der thatenlos in Liebespein verzagt.

Ein höh'res Leid hält unsern Blick gefangen!
Für eines ganzen Volkes Heil erzittern
Muß unser Herz mit ahnungsvollem Bangen!
Schon wächst der Aufruhr thürmend zu Gewittern;
Das gute Recht wird sträfliches Verlangen;
Der Löwe schaudert vor des Kerkers Gittern
Und regt den Schweif: — so hat mit wildem Toben
Des Pöbels Grimm zertrümmernd sich erhoben.

Doch wie im Meersturm unter Flammengüssen
Der Schiffer Schaar nach ihrem Fährmann schauet,
Der kühn das Steuer lenkend faßt: so grüßen
In Egmont wir den Retter! Ihm vertrauet
Das Volk sein Heil. Beschämt und schweigend büßen
Die Frevler, wo Er naht; — die Ordnung bauet
Sich auf aus Trümmern; Hoffnung, neugeboren,
Sie athmet frei und glaubt den Sturm beschworen.

(Allegro. No. 2. b.)

Wem in des Schicksals nimmertreuem Wechsel
Das höchste Glück, ein treuer Freund, beharrt, —
Ihm reicht das Leben keinen Dornenkranz,
Eh' es mit zarten Rosen ihn durchflochten!

Wo Egmont wandelt, — hoch auf steilem Pfad, —
Dem Spanier längst verdächtig und verhaßt, —
Da geht ein Freund ihm warnend stets zur Seite.
An Hoheit, — nicht des Standes nur allein,
Des Herzens auch, — ist Wilhelm von Oranien
Dem edlen Egmont gleich. Vom Himmel selbst
Scheint er ihm zugesellt, daß er den Sturz
Nah an des Abgrunds jähem Rand ihm zeige.
Denn minder rasch, die Tücke klug belauschend,
Hat Wilhelm seiner Gegner Spiel durchschaut.
Schon zählt er Alba's Schritte, — wägt die Ketten,
Die er den edlen Fürsten, wie dem Volk,
Tief in des Fanatismus finstrer Höhle
Geschmiedet. — Margaretha's mildes Zepter, —
Er sieht es schon entwendet und entweiht;
Sie selbst verscheucht vom Lande, das sie schützte: —
Da eilt er, dem Verderben zu entrinnen.
Doch ach! sein Egmont folgt ihm nicht! — Umsonst
Hält flehend er den theuern Freund umschlungen.
In stolzer Sicherheit auf heil'ges Recht

Sich stützend, will er kühn dem Herzog stehen;
Will von ihm selbst des Königs Willen hören.

Ihm ist das Leben nur ein muntres Spiel;
Er mag um seinen höchsten Preis nicht geizen.
Es soll kein schleichend Mißtraun, kein Verdacht,
Das leichte Blut ihm hemmen und vergiften.
Ihm gilt für todt, wer stets den scheuen Blick
Auf eigne Sicherheit gerichtet hält.

„Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt," —
So fraget Egmont den besorgten Freund, —
„Was ist denn dran? — Wenn uns der Morgen nicht
Zu neuen Freuden weckt, und keine Lust
Der Abend uns zu hoffen übrig läßt:
Ist's weiter denn des An- und Ausziehens werth? —
Gepeitscht von unsichtbaren Geistern, gehn
Die Sonnenpferde dieser kurzen Zeit
Mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch;
Und Uns bleibt nichts, als muthig fest zu stehn,
Die Zügel straff zu halten; — rechts und links
Vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder
Hinwegzulenken; — doch wohin es geht? ...
Wer weiß es?! —" ...

Ach! Deines Wagens Lauf, — ihn kennt dein
Freund!
Drum lockt er fort mit treuer Liebe Zähren
Als scheidend er am festen Herzen liegt.
Noch will er ab des Pfeiles Spitze kehren,
Der schon herab aus dunkler Wolke fliegt.
Sein Ruf verhallt. — Den Sichern aufzuschrecken
Vermag er nicht; — nur Alba kann ihn wecken!

(Larghetto. No. 3.)

III.

„Freudvoll und leidvoll“ —
Das ist das Loos des Lebens und der Liebe. —
Noch freudvoll harrt, als schon der Abend sinkt,
Die Liebe dort in Klärchens stillem Haus,
So nah' dem Leid, das ihr der Morgen bringet!

Die Sehnsucht junger, heißer Leidenschaft
Und einer bangen Mutter düstre Klagen,
Sie rühren wechselnd uns in tiefster Brust.
Es klagt die Mutter: „Alles über Einem
Vergißt du! — Ach es kommt, es kommt die Zeit, —
Es hat die Jugend dann, die schöne Liebe,
Und Alles, Alles hat ein Ende!“

„Laßt kommen diese Zeit! ruft Klärchen aus:
Sie komme wie der Tod! — Daran zu denken
Ist schreckhaft! — Egmont! Dich entbehren? — Nein!
Nicht möglich ist's, — nicht möglich! . . . .“

(Lied No. 4. „Freudvoll und leidvoll“

Und Egmont tritt herein! . . .
Zum letzten Mal im ird'schen Himmel schwebt
Ein Engel selig lächelnd ihm entgegen! —
Doch das Gefühl, das ihre Herzen hebt,
Giebt nur das Herz, giebt nicht die Zunge wieder;
Und was umsonst die Rede strebt zu sagen,
Das dürfen Töne auszusprechen wagen.

(Allegro No. 5. bis zum Marsche.)

Erwache, Held! — In deinem Vaterlande
Muß, wer es liebt, der Freude nun entsagen.
Ein Fremdling schüttelt Ketten, schmiedet Bande;
Dein theures Volk soll Sklavenfesseln tragen.
Das Richtschwert zuckt, — die Fackel glüht zum Brande;
Nun gilt's, für Alles treu dein Alles wagen!

Für Volk und Heerd, im Streite stark, zu siegen,
Und, ist's verwehrt, doch streitend zu erliegen!

Dein Herzblut opfernd sollst du dich erheben
Zu bitterm Haß aus süssen Minneträumen!
Es naht der Feind; es harret mit Erbeben
Dein Volk des Retters. Kann sein Egmont säumen?
Ihn ruft der Ruhm, die Pflicht, — auf Tod und Leben
Zum Kampf hinaus, der Freiheit Bahn zu räumen.
In Brüssels Mauern führt mit kaltem Spotte
Der grimm'ge Alba schon der Schergen Rotte!

(Marcia vivace.)

IV.

Umgarnt vom Netz des schlauen Jäges, steht
Nun Egmont, ahnungslos des nahen Falles,
Vor Philipp's Todesboten. — Für das Volk
Erhebt er laut das Wort; — von Pflicht und Recht, —
Nicht der Beherrschten nur, — des Herrschers auch, —

Läßt mächtig er die Rede sich ergießen:
Umsonst! — Ihm steht ein eisumzogner Fels
Entgegen. — Alba kennt nur Sklavenwerth.
Ihm ist zum Kerker reif, wer frei sich dünkt.
Des Geistes ewig freiem Eigenthum,
Dem Glauben, will er enge Fesseln schmieden; —
Und Egmont ruft, im Innersten empört:
„So fordre unsre Häupter! Ist es dann
„Auf Einmal doch gethan! — Ob unters Joch,
„Ob unters Beil des Niederländers Nacken
„Sich beugen soll — das gilt dem Edlen gleich! —
„Umstonst, umsonst hab' ich so viel gesprochen! —
„Die Luft erschüttert, — weiter nichts gewonnen!"

Und als der Edle jetzt mit stolzem Muth
Sich ab von jenem Sklavenkönig wendet,
Da bricht hervor die schwerverhaltne Wuth!
Nun hat der Held die schöne Bahn vollendet!
Es füllen Söldner Spaniens das Gemach; —
Zu ew'gem Ruhm, — dem Feind zu ew'ger Schmach, —
Muß Egmont, übermannt den treuen Degen, —
Der Freie zu des Knechtes Füßen! — legen.
„Oranien!" ruft er aus. Des Freundes Mahnung,
Achtlos verschmäht, nun wird sie Todesahnung!
Des Kerkers Pforte klirrt . . . .

O mildert, sanfte Saiten,
Den gräßlich herben Laut, der uns verletzt, —
Daß mildes Mitgefühl das Auge netzt;
Daß mit dem Leidenden wir willig leiden! —
Wann in des Meisters schmelzendem Akkord
Der Schmerz uns naht, verstummt das rauhe Wort.

(Poco sostenuto, No. 6.)

Die Eiche stürzt im Wetterstrahl zusammen;
Da sinket auch die Blume, deren Reben
Den Stamm umgrünten, sterbend in den Flammen. —
O Klärchen! Treues Herz! Wie kannst du leben,
Wo blut'ge Henker deinen Freund verdammen?
Noch sucht sie Hülfe; — will den Ruf erheben
Mit Manneskraft! Die Zarte will es wagen,
Des Aufruhrs Fahne selbst voranzutragen!

Kein Helfer naht! Ein tödtlich starres Schrecken
Lähmt Muth und Arm der Bürger. Nur Bedauern
Kann der Verzweiflung Schmerzensruf sich wecken,
Und unersteiglich sind des Kerkers Mauern.
Auf wird der Morgen bald die Bühne decken,
Wo Egmonts Mörder schon am Richtblock lauern! —

Still wird das Herz und bricht der Lebensmüden.
Aus ist die Zeit; — Sie sucht den ew'gen Frieden.

(Larghetto, No. 7.)

(Melodram unter den letzten Tönen dieses Larghetto.)

Süsse Blume! bald gesunken,
Welkst du nicht am Freundesbusen!
Einsam bluten deine Wunden —
Müde, müde
Glimmt die Lampe, *) — — nun wird's stille! —
Friede, Friede
Mit dem Geiste, mit der Hülle!

(Kurze Pause.)

Hinweg aus diesem Todesdunkel strebt
Der bange Blick, und suchet Trost und Licht.
Ach! kann er Licht und Trost im Kerker finden,
Wo Klärchens Freund der letzten Stunde harrt? —

---

*) Diese Worte bekommen ihre Stelle da, wo im Klavier-Auszuge der Beethoven'schen Musik das Verlöschen der Lampe bezeichnet ist. Uebrigens bleibt die Vertheilung des obigen Melodrams dem Gefühl des Deklamators überlassen.

Gesprochen ist das Urtheil: „Wenn der Morgen
Den Himmel röthet, soll sein edles Blut
Den Boden seines Vaterlandes röthen!“

Doch seht den Helden in der letzten Nacht!
Dort muß, wer zagt, zu festem Muth erstarken!
Ist diese Wange bleich? Dieß Auge starr?
Hat die Verzweiflung dieses Herz ergriffen?
Deckt diese hohe Stirne Todesschweiß?

Der recht gelebt, — er weiß auch recht zu sterben!
Er sinnet ungebeugt den Wegen nach,
Die ihn des Schicksals ernste Hand geführt, —
Bis aus der Nacht ein goldner Morgen dämmert.
Er denkt der Freunde, — auch des letzten Freunds,
Den ihm zuletzt ein wunderbar Geschick
In Alba's Sohn geschenkt: — Der Jüngling kann
Den Großen, der als Muster ihm geleuchtet,
Nicht retten zwar, doch sich ihm ewig weihn,
Und dann den letzten Wunsch vom Herzen nehmen.

Er ist erfüllt! — Des Lebens Rechnung schließet
Sich freundlich ab. Ein männlich festes Hoffen,
Daß nicht umsonst sein Blut er nun vergießet,
Zeigt ihm des Paradieses Pforten offen.
Ein süßer Traum zu höh'rem Trost entsprießet
Dem sanften Schlummer. — Himmlisch übertroffen

Ist irdisches Verlangen in den Tönen,
Die ihn zum Sieg mit ew'gem Lorbeer krönen.

Und Klärchen reicht den Kranz! — Vorangegangen
Frei von der Erde Fesseln, darf die Treue
Im Sternenkleid der Freiheit strahlend prangen.
Daß sich der Bund auf ewig nun erneue,
Winkt ihm des Engels sehnendes Verlangen.
Süß wird der Tod, denn selig war die Weihe! —
O hört ihn selbst, wie er den Sieg errungen;
Blickt hin, wie sich der Held zum Licht entschwungen!

(Melodram No. 8.)

Egmont.

Süsser Schlaf! du kommst, wie ein reines Glück, ungebeten, unerfleht am willigsten. — Du lösest die Knoten der strengen Gedanken; vermischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes. Ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonien, und eingehüllt in gefälligen Wahnsinn, versinken wir, und hören auf zu sein.

(Musik: Egmonts Traum begleitend.)

(Egmont erwacht.)

Verschwunden ist der Kranz! — Du schönes Bild; das Licht des Tages hat dich verscheucht! Ja, sie wa-

ren's, — sie waren vereint, die beiden süssesten Freuden meines Herzens! Die göttliche Freiheit, von meiner Geliebten borgte sie die Gestalt; das reizende Mädchen kleidete sich in der Freundin himmlisches Gewand. In einem ernsten Augenblick erschienen sie vereinigt, — ernster als lieblich. Mit blutbefleckten Sohlen trat sie vor mir auf; die wehenden Falten des Saumes mit Blut befleckt. Es war mein Blut und vieler Edlen Blut.

Nein! es war nicht umsonst vergossen! Schreitet durch! — — Braves Volk, die Siegesgöttin führt dich an. Und wie das Meer durch eure Dämme bricht, so brecht, so reißt den Wall der Tyrannei zusammen und schwemmt ersäufend sie von ihrem Grunde, den sie sich anmaßt, weg!

(Trommeln in der Ferne.)

Horch, Horch! — Wie oft rief mich dieser Schall zum freien Schritt nach dem Felde des Streits und des Siegs! Wie munter traten die Gefährten auf der gefährlichen rühmlichen Bahn! — Auch ich schreite einem ehrenvollen Tode aus diesem Kerker entgegen. Ich sterbe für die Freiheit, für die ich lebte und focht, und der ich mich jetzt leidend opfre.

(Trommeln, näher.)

Ja, führt sie nur zusammen! Schließt eure Reihen, — ihr schreckt mich nicht! Ich bin gewohnt, vor Speeren gegen Speere zu stehn, und ringsumgeben von dem drohenden Tod, das muthige Leben nur doppelt rasch zu fühlen.

(Trommeln.)

Dich schließt der Feind von allen Seiten ein! — Es blinken Schwerter — Freunde, höh'ren Muth! — Im Rücken habt ihr Eltern, Weiber, Kinder! . . . Schützt eure Güter; und euer Liebstes zu erretten, fallt freudig, wie ich euch ein Beispiel gebe!

(Siegssymphonie rasch einfallend.)

(Trommeln, näher.)

So läßt sie nur zusammen! Schließt eure Reihen — ihr schreckt mich nicht! Ich bin gewohnt, vor Speeren gegen Speere zu stehn, und eingewohnt dem von fern drohenden Tod, das muthige Leben nur doppelt rasch zu fühlen.

(Trommeln.)

Dich schließt der Feind von allen Seiten ein! — Es blinken Schwerter — Geraubt, hoch zum Angriff! — Zur Wehre habt ihr Mittern, Weiber, Kinder! Schützt eure Güter, und euch Freiheit zu erretten, seid treulig, wie ich euch ein Beispiel gebe!

(Siegesgeschrei sehr entfernt.)

III.

Das Festspiel

zu

Petermichelthal.

Ein Mährchen.

Bei der Genauigkeit und Vollständigkeit, womit unsre neusten Erdbeschreiber bändereiche Werke ans Licht stellen, muß man sich billig wundern, daß man in ihren Registern den Namen Petermichelthal vergebens sucht. Wollten die Herren Geographen nur die kleine Mühe daran wenden, selbst zu diesem Städtchen hinzureisen, sie würden finden, daß es keineswegs verdiene, über die Achsel angesehn zu werden.

Da hier zufällig vor einigen Jahren ein seltsames, in jener Gegend noch heute berühmtes Festspiel gegeben worden, so haben wir dadurch eine schickliche Gelegenheit, die oben bemerkte unverzeihliche Lücke einiger-

maßen auszufüllen. Wir beginnen die Erzählung jenes denkwürdigen Vorganges damit, daß wir einige Lichter auf dem Schauplatz anzünden, wo die Scene spielt, um sodann die handelnden Personen selbst darauf-, und dem Leser vorführen zu können.

Die Landstadt Petermichelthal steht in ihrer Bahn um die Sonne der Kultur gerade auf jenem kritischen Punkt der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, wo alles treibt und sproßt. Nicht nur haben die Häuser der Hauptstraße ihr altes schmutziges Kleid abgelegt und sich mit allen Regenbogenfarben angeputzt; nicht bloß hat der Kirchthurm, der sein Haupt gleich dem berühmten Pisaner geneigt hatte, sich wieder emporgerichtet, einen goldfunkelnden Knopf aufgesetzt, und sich mit einem Altan umgeben, von welchem Sonntags die schönsten Sachen aus dem Freischütz, Choräle und Wiener Favoritwalzer abwechselnd herabgeblasen werden; — nicht nur erblickt man im Innern

der Häuser statt der ehmaligen runden Fensterscheiben lauter Glastafeln, statt der ledernen Armstühle hochgepolsterte Sophas, und statt der Eckschränkchen mit bunten gewundenen Säulen, hohe mahagonifarbige Büreaus, sondern die Bewohner sind noch weit auffallender umgewandelt, als ihre Wohnungen.

Selbst alte ehrwürdige Rathsherren haben ihre langschößige Weste und den halbblauen viereckigen Rock ausgezogen, um gestreifte Gilets und zierlich abfallende Modefracks anzulegen. Kein Mann denkt mehr daran, sich Locken über'm Ohr zu machen, und keine Frau vergißt es, sie alle Morgen neu aufzuwirbeln. Die ehmaligen Häubchen voll seidener Flatterbänder sind von dem nachschiebenden Haarwuchs mit hohen Kämmen verdrängt und gänzlich abgestoßen, wie ein überwintertes Buchenblatt von der nachsprossenden Frühlingsknospe. Auch drängt sich bei diesen lieblichen Pflanzen sonst noch man-

cherlei an das Licht hervor, was sonst unter Blättern und Fruchthülsen versteckt blieb. — Die jungen Herren tragen ihres Theils Brillen, um zu beweisen, sie seien für jene Reichthümer der Petermichelthaler Natur nicht blind. Vor den dicken Knotenstöcken, die sie als Sinnbild deutscher Heldenkraft in der Faust herumwerfen; von dem breiten, nicht immer völlig weißen, Spitzenkragen, der sich über die Schwarzen, im erhabnen Mittelalter zugeschnittenen Röcke herbreitet; von den kleinen schattenlosen Sammtbarets auf dem buschigten, dichten, schlichten Haupthaar, so wie von den umherspressenden Stutz-, Zwickel-, Knebel- und andern Bärtlein schweigen wir, um uns nicht die Erlaubniß zu verscherzen, noch etwas über die Bildungsanstalten der guten Stadt beizufügen. — Sie sind brillant! — Ein Privatisirender Gelehrter und ehmals verunglückter Candidat hat an dem großen Strome der deutschen schönen Literatur gleichsam ein Schöpf-

rad angelegt, vermittelst dessen er die sonst so magern Fluren seiner Vaterstadt auf das reichlichste bewässert. Durch dieses Pumpwerk, — Leihbibliothek genannt, — strömt der gute Geschmack bis in die fernsten Winkel und belebt Alles. Sogar in den unscheinbarsten Theilen der Stadt, — im großen und im kleinen Sackgäßchen und in den sogenannten letzten Häusern am Gänsebühl, — wohnet Mancher und Manche, die ein sinniges Wörtchen über Literatur zu sprechen wissen. O wie angenehm finden sich belesene Kunden überrascht, wenn sie, in die Werkstätte eintretend, neben dem Bügeleisen den »Erasmus Schleicher« aufgeschlagen erblicken; oder wenn sie sehn, wie unter dem Flachsrokken sich der »Alte Ueberall und Nirgends« auf dem runden Knie der Spinnerin schaukelt; oder wenn die Putzmacherin, entzückt von »Friedrich mit der gebissenen Wange,« pathetisch ausruft: »Das Buch kostet mich zwar sechs Kreuzer, denn

ich hab's zweimal gelesen: aber das Geld reut mich nicht! Es ist ein göttliches Werk!«

Da nun aber, einem echt vaterländischen Sprichwort zufolge, handeln den Mann macht, so sind die schönen Gefühle und Grundsätze, welche die Lesebibliothek verbreitet hat, mit Recht in Handlung übergegangen — durch das neuerrichtete Liebhabertheater.

Ein fremder Wandersmann, der auf seinem Wege durch's Städtchen vor einem Fenster vorbeikommt, dessen herausschauender schwarzer Lockenkopf einem Blonden gegenüber die Frage zu ruft: »Gehn Sie heut' Abends auf's Rathhaus, Frau Nachbarin?« — ein solcher staunender Fremdling muß wohl auf die Gedanken kommen: hier wohne sogar die schöne Welt den Nachtsitzungen des städtischen Parlamentes bei; aber seine politische Verwunderung nimmt eine ästhetische Richtung, wenn er erfährt: daß eben auf jenem Rathhause die Liebhabergesell-

schaft das Neuste und Beste aus den Werken deutscher Dramatiker in's Leben treten lasse.

Ja! wo sonst gelangweilte Rathsherren schnarchten, da fließt jetzt so manche schöne Thräne vom tragischen Schmerz ausgepreßt, oder von zarttheilnehmender Liebeslust entlockt, oder auch von der erschütternden Kraft hochkomischer Scenen heraufgetrieben. — Der Einfluß dieser Bildungsanstalt ist so mächtig, und die Moralität nimmt so sichtbar überhand, daß der Oberamtsadjunkt, — der schönste Geist in Petermichelthal, — schon mit der Bemerkung hervorzutreten wagte: »man sollte die Stadtpfarrer allmälig aussterben lassen; die Besoldungen könnten sodann in die Liebhaber-Theaterkasse fallen, wogegen sich die Mitspielenden gern verbindlich machen würden, Sonntags bloß moralische Stücke zu geben.«

Wir sind aber hier zufällig einem Manne näher getreten, von dem wir sobald nicht

wieder loskommen werden, da er, genau genommen, der Held unsrer Erzählung ist.

Der Oberamtsadjunkt Emil von Strahlenberger ist des reichen Gutsherrn und Amthauptmanns, Kurt von Strahlenberger, einziger Sohn, und daher schon von Geburt eine der bedeutensten Personen der Stadt. Doch was er sich selbst verdankt, überstrahlet weit die blinde Gunst des Glücks.

Schon die Vorschule zur Akademie hatte er als Page in der fürstlichen Residenz zum Entzücken der Eltern durchlaufen, weil er bei aller innern Unartigkeit äußerlich so ungemein artig geworden war, und es mit einer gewissen Bescheidenheit zu verbergen wußte, daß er allerdings der Aergste unter seinen argen Gesellen gewesen; obgleich in jenen höfischen Erziehungs-Instituten bei rühmlichem Wetteifer Aller nur selten ein Einzelner den Vorrang der Leichtfertigkeit zu gewinnen vermag.

Auf der Universität studirte Emil nicht,

wie die niedern Naturen, ums liebe künftige Brod; — nein, das hatte er Gottlob ohnehin! — sondern wie ein genialer Kopf und geborner Staatsmann: bloß um der Uebersicht willen. Den sogenannten Blick in das Ganze der Wissenschaft zu gewinnen, blickte er in die meisten juristischen und kameralistischen Kollegien hinein, so oft und so lange es ihm seine edle Zeit gestattete, — die er allerdings in jenen flüchtigen Blühtenmonaten gewissenhaft benutzen mußte, um das Leben auch von seiner praktischen Seite ganz zu erfassen und zugleich sein ästhetisches Talent im vertrauteren Umgange mit den Geistern berühmter Schriftsteller auszubilden. — Diese waren in feiner Auswahl zu Hunderten in den dortigen Leihbibliotheken versammelt, zu welchen geschmackvolle Jünglinge sich natürlich weit mehr angezogen fühlten, als zu der bestaubten Universitäts-Bücherei, die ohnehin nur wenige Stunden des Tags offen stand, wäh-

rend die jüngeren geistvolleren Schwestern ihre Bildungsmittel bei Tag und Nacht spottwohlfeil austheilten.

Hohe Genien lernen, wie sehr sie sich auch in Acht nehmen, dennoch gar Manches auf Akademieen, was sie wieder vergessen müssen, um frei von pedantischer Nachbeterei und todtem Gedächtnißkram ihr schöneres Selbst zu retten. Hierzu ist bekanntlich eine Reise ins Ausland ein eben so angenehmes als unfehlbares Mittel. So schritt denn auch unser Emil aus den letzten Kollegien, — die er der Uebersicht und des Schlusses wegen niemals versäumte, — unmittelbar in den Reisewagen. Es ist Schade, daß wir ihm nicht Schritt vor Schritt folgen dürfen; aber sein eignes Journal wird gewiß einst diesen Mangel ersetzen und uns alle mit pikanten, großartigen Welt- und Lebensansichten überraschen. Wir eilen jetzt mit ihm in seine Vaterstadt zurück, wohin ihn we-

niger die Neigung des Herzens, als der Zwang der Verhältnisse, heimzukehren bewog.

Der alte Amtshauptmann verwaltete nämlich seine Stelle von jeher bloß als eine Art von Sinecur, indem er klüglich solche Sekretäre zu wählen mußte, die ihm alles kleinliche Arbeiten bis auf die hohe Namensunterschrift ersparten. Nun hatte er sich als Belohnung seiner Verdienste für den hoffnungsvollen Sohn vom Fürsten seine Amtshauptmannschaft, jedoch unter einem bescheidenen Titel, und nur als Fußbank zu künftigem höheren Steigen erbeten, und zog sich auf sein Rittergut in die Nähe der Residenz zurück. So sehr auch Emil in großen Städten die kleinen verachten gelernt hatte, so leuchtete ihm dennoch die Gründlichkeit des väterlichen Planes ein, und der großmüthige Gedanke, eine Art von Amphion und Pygmalion für jene kleinstädtischen Steine und Klötze zu werden, erleichterte ihm das Opfer der Heimkehr nicht wenig.

Zu seiner Verwunderung hatte ihm während der langen Abwesenheit der fortschreitende Geist der Zeit schon bedeutend vorgearbeitet; denn er fand die Petermichelthaler in der That hinlänglich herangereift, um ihnen sogleich durch die Herausgabe einer schöngeistigen Wochenschrift, und durch die Errichtung eines Liebhabertheaters noch mehr unter die Arme zu greifen.

Hätte er doch seinen, durch neuere Ereignisse vereitelten Plan ausführen, und die Geschichte jenes Theaters dem Publikum in einem der gelesensten Tagblätter mittheilen können! Dann erst hätte man die Verdienste des Kunstfreundes und die Schwierigkeiten erkannt, welche alle zu besiegen waren, ehe nur einmal Menschenhaß und Reue, Pagenstreiche und Martinsgänse aufgeführt werden konnten; geschweige denn Maria Stuart, die Braut von Messina mit Chören, und die Zauberflöte mit ihren Sängern, Vierfüßlern und mit dem gesammten kriechenden

Personale! — daß er wohl zwanzig Mal die Stadt durchrennen mußte, ehe nur die Rollen unterzubringen waren, das hätte sich der leidenschaftliche Theatermann wohl noch gern gefallen lassen: aber daß die mühsam vertheilten Partieen nicht selten wieder mit Protest zurückkamen, das war doch kaum zu erdulden! denn da ließ bald der Mann sagen: »für den Charakter, welcher seiner Frau zugemuthet worden, sei sie zu gut, und auch zu jung;« — bald ein Andrer: »Es dürfe die Seinige mit der allzustarken Rolle sich jetzt nicht befassen. Ob denn Don Karlos nicht warten könne, bis die große Wäsche gehalten sei?« — dann ein Dritter: »Er trage Bedenken, seine Tochter mit dem dermaligen ersten Liebhaber tagtäglich probiren zu lassen. Wenn aber der Herr Amtsschreiber die Rolle mit ihr spielen dürfe, so wolle er nichts dagegen haben. ꝛc.«

Fast noch ärger machten es die Damen, und nur Emils Stand, Ansehn und sing-

reiche Beredsamkeit vermochten zu bewirken, daß eine Rathstochter sich zur Kammerzofe verstand, wenn die Tochter eines Unbetitelten die Gebieterin vorstellte. — Kommt es nun aber nach solchen mühseligen Vorarbeiten und vielfachen Proben zur Ausführung selbst, dann muß man unsern Emil hinter den Koulissen beobachten! Sehen muß man ihn, wie er, gleich einem Feldherrn, den Adlerblick nach allen Punkten hinwendet, um in regelvoller Ordnung alle Abtheilungen seiner Truppe mit leisem, aber mächtig wirkendem Winke hinaus auf den Schauplatz zu treiben oder von da zurückzurufen; — wie er dann, wenn sein Stichwort kommt, selbst heraustritt und mit überdachtem Geberdenspiel, (er studirt immer zwischen zwei Spiegeln ein,) im hinreißendsten Ausdruck seine Jamben von sich giebt! Bemerken muß man es, wie er der ersten Liebhaberin, wenn sie sich brav gehalten, süße Blicke und aufmunternde Kußhändchen zuwirft, — oder

auch, wie er Bürgermeisters Ferdinand, der jede Bedientenrolle verhunzt, hinterrücks einen Esel bohrt; oder wie er, aus der Koulisse hervorgebogen, dem allzulauten Souffleur, (der zugleich Balgtreter bei der Stadtkirche ist,) die grimmig geballte Faust zeigt, so daß der arme Mann erschrocken aus dem Forte in's Pianissimo zurückfällt und im fortspielenden Stücke schon einzelne Pfeifen zu stocken anfangen, — gerade wie in seiner Orgel, wenn er es etwa einmal am Winde gebrechen läßt, — und wie dann Strahlenberger noch erbos'ter mit schallendem Schritt hinab unter die Breter geht und dem armen Windmacher mit leisen Donnerwettern und heimlich derben Rippenstößen das Buch aus der Hand reißt, um das stockende Werk wieder in Gang zu bringen: — ja, alles das muß man selbst sehen, um eines Liebhabertheater-Direktors Leiden und Verdienste ganz nach Würden zu schätzen!

Emil, — wir wollen es gestehn, — war

bei seinen edelmüthigen Bestrebungen nicht völlig frei von eigennützigen Rücksichten. Der junge Mann war selbst Schriftsteller und hatte sich mit großem Eifer ins dramatische Fach geworfen. Schon lagen sechs Trauerspiele im Pulte fertig da, mit welchen er hervortreten zu können sehnlich harrte. Allein es schien noch zu früh. Seine Truppe, glaubte er, müsse erst noch durch Werke geringeren Werthes mehr bearbeitet und für höhere Dichtungen empfänglicher gemacht werden, — womit er allerdings die seinigen meinte. Vorläufig, und bis die Liebhaber auf diesem Kulminationspunkt angelangt sein würden, gab er von seiner Erfindung nur kleine Lustspiele zum Besten, denen es nicht an Witz und Spitze fehlte; denn er war bei der arglosesten Miene doch ein arger Satiriker, — überhaupt im Städtlein gefürchtet wegen seiner ausgezeichneten Stellung. Als Oberamtsadjunkt lenkte er das Recht; als Polizeidirektor hatte er die

Augen in allen Häusern; als Acciseoberaufseher die Hände in allen Taschen, und als schöner Geist konnte er Freunde unter dem Lorbeerkranz, Feinde aber am kritischen Pranger ausstellen in seiner Wochenschrift.

Nach dem allen setzt der Leser für die Behauptung: »Emil sei ein Mann von Kopf,« den eignen gewiß zum Pfande ein; allein die Leserin verlangt noch dazu, daß wir nun auch eine Spanne tiefer herab die moralische Sonde ansetzen.

Allerdings wird der Mensch, gleich einer Predigt, schicklich in zwei Theilen abgehandelt, und wir weigern uns daher nicht, auf die Frage: »wie es denn mit dem Herzen dieses genialen Mannes stehe?« zu antworten: Sehr gut! — So gut es sich nur immer von einem Herzen erwarten läßt, das unter der Oberhofmeisterschaft eines solchen Kopfes seine Schule in der großen und schönen Welt gemacht, und dort gelernt hat,

sich selbst über Alles, Andere aber nur um dieses theuern Selbstes willen zu lieben.

Emils Gemüthsleben hatte jene Einheit Stärke und Klarheit gewonnen, woran es gemeinen Seelen gebricht, die ihre Kraft in der sogenannten allgemeinen Menschenliebe verdünnen und zersplittern, — daher sie denn, wie unser Baron fein zu bemerken pflegte, nothwendig bankerott werden müssen, indem sie täglich mehr ausgeben als einnehmen.

Auch im Verhältniß zum schönen Geschlecht hatte sich der geniale Jüngling einen höheren Standpunkt zu erringen gewußt. Er liebte nicht sowohl die Frauen selbst, als vielmehr das Studium des weiblichen Herzens im Allgemeinen. Er hatte sich's daher zur Pflicht gemacht, auf seinen Reisen, wie in der Heimath, so viele zärtliche Verbindungen anzuknüpfen, als nöthig schienen, um gleichsam die Quintessenz der Eigenthümlichkeiten des schönen Geschlechtes abzuziehn

und sich eine Art von Centralfrau zu erschaffen, welche ihm dann bei seinen dramatischen Arbeiten zu jeder handelnden Person eben so dienen könne, wie dem bildenden Künstler die Gliederpuppe, die sich, bald so bald anders drappirt, in jede beliebige Stellung gefügig schieben und rücken läßt.

Sein neustes Studium war ein armes liebes Kind Mariane Meier mit Namen, deren Geschick sie in Strahlenbergers gefährliche Nähe führte.

Ihre Mutter, die Wittwe eines Landpredigers, hatte sich mit dieser einzigen Tochter aus nothwendig gewordener Sparsamkeit bei einem städtischen Verwandten eingemiethet. Sie bewohnte, in großer Abgeschiedenheit lebend, ein kleines Hintergebäude, dessen paar Blumenbeetchen vom strahlenberger'schen Lustgarten nur durch einen niedern Staketenzaun getrennt waren.

Jener wohlunterhaltene große Garten, mit seiner grünen duftenden Laube in der

Mitte, war Emils poetisches Loboratorium. Hier wurden zugleich Ananas und Drama's, Melonen und erotische Lieder, Aloe's und Satiren zur Reife gebracht. Stunden lang schritt oft der Dichter in den schattigen Gängen auf und ab, und starrte in die dämmernde, wogende Bilderwelt seiner brütenden Phantasie. Trat ihm dann eine neue Gestalt aus der schwülen Wolke entgegen, so rennte er hastig der Laube zu, um sie niederzuzeichnen vor dem Zerfließen in Luft.

Auch Mariane trug an schönen Frühlingstagen und Sommerabenden ihre Arbeit heraus ins Freie, und während der Nachbar Dichter auf seiner Ideen- und Bilderjagd den ganzen Park durchirrte, Welten schuf, Könige und Heroen aus dem Nichts ins Dasein rief, oder auch beneidete Schriftsteller in das Nichts zurückschleuderte, — saß das stille Mädchen, mit wenigen hausbackenen Ideen innigvergnügt, im geliehenen Schatten einer Linde da, die von drüben her ihre

laubreichen Aeste über einen Theil des kleinen Gartenräumchens ausbreitete. Die Schöpfungen der Jungfrau beschränkten sich auf ein zierlich durchnähtes Heubenstreifchen, oder auf bunte Blumenmosaik aus Seide und andre ähnliche Meisterstücke weiblicher Autorschaft.

Fast den ganzen Frühling hindurch trieben die beiden jungen Leute ihre Geschäfte in dieser anmuthigen Nachbarschaft ohne je ein Wort mit einander zu wechseln. Mariane war dem Baron zu unbedeutend, um seine Aufmerksamkeit zu erregen; er hingegen war für Marianen viel zu vornehm, als daß sie darauf Anspruch zu machen gewagt hätte. Da indeß der Poet am Schluß des Wonnemonats zugleich eine seiner gelungensten Tragödien schloß, und nun der Blick aus der idealen Welt sich allmählig wieder zur gemeinen wirklichen niedersenkte, da ruhte doch zuweilen sein Auge mit einem unverkennbaren Wohlfallen auf der schönen schlanken, immer so

reinlich wie zierlich gekleideten Gestalt im ärmlichen Gärtchen drüben; besonders wenn sie Sonntags im schleierweißen Putz unter dem grünen Lindenschatten stand, oder wenn sie mit der blanken Gießkanne zwischen den Blumenbeeten hinschwebte und die nickenden Blüthenkinder mütterlich pflegend auferzog. — Er nahm sich dann vor, das Mädchen mit seiner näheren Bekanntschaft zu beglücken.

Eines Abends, wo sich seine Blicke schon zuweilen unwillkührlich erhoben, die langausbleibende Nachbarin zu suchen, schritt sie endlich langsam die Treppe herab. Der engelschöne, kindlichheitre Kopf, von dem die leichten blonden Locken zurückfielen, war sanft abwärts gebogen; in jedem Arm trug sie einen hohen schwankenden Nelkenstock; die dunkelrothen Blüthen spielten, so wie die Gärtnerin behutsam herab in die Beete trat, ihr nickend und kosend um die runden

Wangen, deren Blüthe heller, aber nur noch lieblicher strahlte.

Emil fand mit einem laut bewundernden Ah! die Stellung höchst malerisch, und wie schon oft ein schönes Bild ein schönes Gedicht erzeugt hat, so ergriff jetzt auch ihn die schöpferische Begeisterung. Die beiden Nelken belebte die poetische Phantasie mit zwei Blumen-Engeln, die im duftenden Kelche wohnten, und dem zärtlichen jungfräulichen Mütterchen, das sie trug, unter süssem Küssen die artigsten Schmeichelwörtchen zuflüsterten.

Das kleine Sonett stand schnell auf dem Papiere, und gefiel dem Verfasser ausnehmend wohl. Was nun aber damit beginnen? — „Dichter lieben nicht, zu schweigen;“ — er lief, ohne sich lange zu bedenken, zu Marianens Gärtchen hin.

Ein sanfter Gruß und ein Blick, in welchem ein, ihr unbekanntes Feuer glühte, trieben dem überraschten Mädchen ein

höheres Roth auf die Wangen. Sie trat indeß näher herzu um sich ehrerbietig vor dem Grüssenden zu neigen.

»Werden Sie es verzeihen, schöne Nachbarin, redete er sie an, daß ein Maler, ohne erst um die Erlaubniß nachgesucht zu haben, Ihr anmuthiges Bild zu entwerfen wagte?

»Ich bin, antwortete sie stockend, so viel ich weiß, noch niemals abgemalt worden; — wüßte auch gar nicht, wer ....«

»O doch! fiel Emil ein: ich wüßte wohl Einen. — Kurz, ich bin selbst dieser Verwegene. Wollen Sie wohl Ihr Portrait hören? — denn sehen läßt sichs leider nicht. Mir steht wohl einigermaßen die Feder, aber nicht der Pinsel zu Gebote.«

Er las, ohne auf weitere Zustimmung der Verlegenen zu warten, die zierlich klingenden Reimlein her, deren Sinn nicht minder schmeichlerisch war, als Blick und Ton des Vorlesers.

Mariane, ein gutes unbefangenes Kind ohne besondere Geistesbildung, durchschaute, wie die Besten ihres Geschlechtes, mit klarem Blick den kleinen Kreis in welchen ihr beschränktes Loos sie gestellt hatte. Sie wäre auch wohl künftig einmal selbst einer poetischen Begeistrung fähig gewesen — in den Aeußerungen reiner Mutterliebe: aber Emils kunstgerechtes Sonett zu würdigen, gingen der Naturtochter freilich alle nöthigen Vorkenntnisse ab. Sie verstand darin gar Manches nicht; doch leider so viel: „daß ihre Wangen blühten — schöner blühten, als die Blumen, die sie küßten; daß Engel sie ihre Pflegerin und Schwester nannten und zum Dank verkündigten: „jenes geheimnißvolle Leben, welches den Kelch der Blumen erschließe, werde nun bald auch den zarten Busen der holden Jungfrau erwärmen und beseligen.“ — Gewiß zu viel für eine Mariane! —

Es fehlte ihr gleichwohl nicht an jener

instinktartigen weiblichen Taktik, die sich gemüthlich auf den Thron setzt, sobald sie die dargebotene Huldigung bemerkt. — Sie dankte zwar anfangs immer noch verlegen und erwiderte ziemlich dorfmäßig: „daß der Herr Baron gewiß nur seinen Scherz mit einem armen Mädchen treiben wolle;“ doch fand sich bald wie von selbst ein größeres Selbstvertrauen, als sie noch jemals empfunden. Das Gespräch gewann mehr Leben; Emil, — der noch dazu vor Freude über das gelungene Trauerspiel heute eine Flasche Burgunder mehr als gewöhnlich getrunken hatte, — war ganz entzückt von dieser lange verschlossen gewesenen Perle, deren Muschel er nunmehr durch seine Annäherung und zarte Berührung geöffnet zu haben glaubte.

Wie ein Wort das andere giebt, so setzt ein solches Gespräch schon ein zweites als Fortsetzung voraus. Auch wurde in jenem Frühling der Himmel immer wolkenloser, die Abende immer milder, und jeder nach-

folgende fand daher die neuen Bekannten am Gartenzaune in immer lebhafterer Unterhaltung begriffen. Es dauerte gar nicht lange, so glaubte der junge Held nur wenig zu wagen, wenn er gegen das schwache Palisadenwerk, das ihn allein noch von der liebenswürdigen Nachbarin trennte, im Sturmschritt anrückte. Ein schicklicher Vorwand zu diesem Angriff war bald gefunden.

»Ihnen, — so sprach er nach kurzer Vorrede, in welcher einiges Selbstlob gewiß nicht an unrechter Stelle war, — Ihnen, der reinen unverkünstelten Natur, muß ich meine Trauerspiele vorlesen! — Sie können mir nur wenig darüber sagen, — ich weiß es! Aber ich verlange gar keine Worte. Die Miene, der Blick, der Seufzer, die Thräne, die ganze äußere Andeutung innerer Bewegung ist mir eine hinlängliche Kritik der effektvollen Stellen meiner Dichtung.«

»Sehr gütig von Ihnen! — erwiderte Mariane lächelnd (denn bei aller Urkunde

kam es ihr dennoch etwas befremdend vor, daß der Trauerspieldichter ihre Seufzer und Thränen als unausbleiblich voraussetzte;) Aber, fuhr sie fort, ich verstehe leider nur allzu wenig von Schauspielen! Habe eigentlich noch gar keine gelesen, und die liebe Mutter will mir nur sehr selten den Besuch des Theaters erlauben.«

Desto besser! rief Emil: Meine Göttin ist die Natur, die Kunst nur meine Dienerin. Drum biete ich auch eben einer Mariane Vorlesungen an, die ich selbst der fähigsten, geübtesten Schülerin unsrer kleinen Bühne nicht schenken würde. — »Also darf ich? — Und gleich jetzt?« — Er zog schon sein bereit gehaltenes Heft aus der Tasche.

»Doch hier, Beste! fuhr er, die Erlaubniß nicht bezweifelnd, fort: hier wäre es auf alle Fälle wohl zu unbequem, — wo nicht für den Vorleser, doch für die Zuhörerin. Lieber kommen Sie zu mir herüber in

die Laube! Diese alten mürben Latten (er hatte schon unter der Rede eine davon losgewiegt) leisten geringen Widerstand. Hier nur diese noch zurückgebogen, und — die Thüre steht offen! — — Darf ich bitten," setzte er mit der unbefangensten Miene und ganz mit dem Tone hinzu, womit man einen fremden Gast ins Zimmer zu treten einladet, — »darf ich bitten, sich nur ein wenig zu bücken, um dieses Noth- und Hülfspförtchen zu passiren?« — —

Tausende von uns Männern haben vor und nach Cäsarn an ihrem Rubicon gestanden. Für die Frauen und ihre zarter gesponnenen Verhältnisse ist es nicht einmal ein Fluß, den sie zu überspringen brauchen; nein, eine feine Gränzlinie, oft mehr fühlbar als sichtbar, zieht sich um ihr abgeschlossenes, geregeltes Dasein, und es bedarf zuweilen nur eines Schrittchens, nicht grösser als einer zierlichen Tänzerin kleinster

Sprung, — um das Diesseits zum Jenseits, die Unschuld zur Schuld zu machen.

Mariane fühlte das, wenn auch nur dunkel, am Eingang jener bedenklichen Pforte; sie wußte aber diesem Gefühl keinen andern Ausdruck zu geben, als das magdliche Wort: „es möge sich nicht schicken.“ Gewiß würde sie das auch deutlicher geäußert haben, als es schon durch den schamhaft gesenkten Blick und eine leise verneinende Bewegung des Kopfes geschah, wenn nicht gerade im kritischen Momente ihre Mutter ins Gärtchen getreten wäre, und sie aller Antwort überhoben hätte.

Ein guteingeübter Bühnendichter und Spieler, wie unser Held, war wohl gewiß nicht aus seiner Rolle zu bringen durch eine zufällig eintretende, zum Stücke nicht gehörige Person, zumal wenn sie so sehr zu den bedeutungslosen gerechnet werden konnte, als die hier erscheinende. — Es war ein freundliches, sich tief vor dem vornehmen

Herrn neigendes altes Mütterchen, deren Anzug, bei aller Reinlichkeit, doch nur wenig von der Bauerntracht abwich.

Marianens Mutter war in der That von niederer Herkunft. Ihre arbeitsame Häuslichkeit, ihr stiller heitrer Sinn bei empfehlender Gestalt, besonders aber ihre fromme Andächtigkeit in den Predigten ihres Gatten, hatten ihr einst sein Herz gewonnen. In einem ärmlich einfachen Leben, wie es so viele Landgeistlichen zu führen genöthigt sind, war sie völlig unbekannt geblieben mit den Künsten und Genüssen der großen Welt. Demüthig, fromm und arm am Geiste, lebte sie hier nach dem Tode ihres unvergeßlichen Eheherrn, fast von Niemand bemerkt, unter Marianens kindlicher Pflege, die nun ihr Liebstes, ja ihr Alles auf der Welt geblieben war.

Unser Poet faßte diesen einfachen Charakter sogleich richtig auf, und brachte in den populärsten Redensarten, die er finden konn-

te, manches Verbindliche und Gefällige vor: „Gerade so freundlich, so gut, habe er sich die Mutter einer solchen Tochter gedacht, und schon der erste Blick überzeuge ihn, sie werde eine Bitte unterstützen, die er so eben an das liebe Töchterchen gerichtet.“ Die Bitte selbst ward nochmals vorgetragen, und blos ein unbedeutender Umstand, — der zugemuthete Besuch in der Gartenlaube, — blieb unberührt; zumal da die verneinende Antwort, was diesen Punkt betraf, schon deutlich genug auf des Mädchens Gesicht zu lesen gewesen war.

Während die Pfarrwittwe, von der Herablassung des Herrn Barons nicht wenig geschmeichelt, ihm seine Höflichkeiten, so gut sie's vermochte zurückgab, (bloß einige Male hatte sie das gnädig mit unterthänig verwechselt,) eilte die Tochter, nun viel heitrer, hinauf ins kleine Zimmer, um noch zwei Sessel herab in den Lindenschatten zu holen. Die losgewiegten Staketen waren

längst wieder angedrückt, und der schlaue Dieb kam jetzt ganz ehrlich auf großem Umwege über die Straße zur rechten Thüre durchs Haus herein.

Es begann die Vorlesung ohne Weiteres; sie wurde von nun an fast jeden Abend regelmäßig fortgesetzt, und nicht bloß auf Strahlenbergers, sondern in der Folge auch auf andrer Dichter Bühnenwerke ausgedehnt. Emil hielt den Plan, die schöne Zuhörerin allmählig in sein Gebiet hinüberzulesen, immer fester.

Die Mutter, — deren Bücherkenntniß außer Bibel und Gesangbuch wohl wenig mehr, als Arndt's wahres Christenthum, Paradiesgärtlein und Sturms Morgen- und Abendstunden umfaßte, — hörte den strömenden Jamben, den sanftquellenden Trochäen und plätschernden Hexametern anfangs mit Erstaunen zu, gewöhnte sich dann an den fremdartigen Wortschall und dachte wenig dabei; nickte auch wohl zu süßem Schlum-

mer ein. Denn daß sie von diesen hohen vornehmen Dingen nichts zu verstehen brauche, dessen wußte die gute Frau sich gar wohl zu bescheiden. Anders verhielt sich's mit der Tochter.

Ein guter Vorleser, — Emil war's gewiß! — würde sinnigen, aufmerksamen Hörern sogar dann eine ferne Ahnung des Inhaltes zu geben vermögen, wenn er ihnen in einer völlig fremden Sprache vorläse. Mariane hatte das Fremde, was für sie anfangs in der poetischen Sprache nothwendig liegen mußte, unerwartet schnell überwunden. Die Personen, welche sich hier in einer ganz neuen Welt vor ihr bewegten, gewannen ihr bald ein höheres Interesse ab, als die gewohnten Gestalten im Alltagsleben der gemeinen Wirklichkeit. Anlage und Hang zum Romanhaften hatte in ihrem, so wie in jedem jungen weiblichen Herzen, geschlummert und wurde jetzt auf eine Art und Weise geweckt, welche die Phantasie nicht weniger

als das Herz, das Ohr nicht minder als das Auge in Anspruch nahm. Kurz, der kunstsinnige, hübsche, schön deklamirende Herr Nachbar las sich jeden Abend tiefer in ihre Gunst hinein. Schon durfte er es wagen, zuweilen mitten im Feuer der Begeisterung die Hand des neben ihm lauschenden Engels an seine Lippen, an sein Herz zu drücken, wenn etwa Mütterchen gerade eingeschlummert, oder in ihren häuslichen Geschäften abwesend war. — An einem schönen Sommerabend bei einer der ergreifendsten Stellen aus „Romeo und Julie“ hatte er sich jener poetischen Freiheit mit besonderem Affekt bedient; dann stockte er plötzlich und flüsterte dem bewegten Mädchen, wie ein blöder Jüngling, fast ohne vom Buch aufzublicken, zu: „O liebe Seele! Warum sprechen denn unsre Herzen zu einander nur von Ferne und wie durch fremden Mund? Dürft' ich Ihnen nicht lieber mein Inneres aufschließen in des Herzens eigenster Spra-

che? — und würden Sie wohl, theure Mariane, dieses kleine Blatt« (hier drückte er ihr ein längst bereit gehaltenes Brieflein in die Hand) »würden Sie es grausam zurückweisen, da es deutlicher ausspricht, was ich doch nicht länger zu verbergen Kraft habe?«

War auch die Jungfrau sichtlich erschrokken, so schien es doch mehr von einer freudigen, als unwilligen Ueberraschung herzurühren. Antworten, oder auch nur das Dargebotene zurückgeben konnte sie ohnehin nicht, denn der schlaue Korrespondent hatte klüglich gerade einen Moment gewählt, in welchem man schon von dem Vorplatze her die trippelnden Schritte der zurückkommenden Mutter vernahm.

So war denn nun die gelehrige Schülerin in eine höhere Klasse der erotischen Schule eingerückt; der geheime Briefwechsel war eingeleitet, der von jetzt an mit den Vorlesungen in gleicher Bahn fortlief.

Man wird vielleicht Strahlenbergers Methode zwar eben so regelmäßig, aber auch nicht weniger langwierig finden, als den kunstgerechten Proceß, den ein geschickter Advokat durch alle Instanzen hindurchführt. Wundern wird man sich indeß darüber weniger, sobald man noch einen gewissen geheimen Bewegungsgrund kennen lernt, der den methodischen Liebhaber leitete. — Dieser Grund war so edel! — Nicht für ihn allein, sondern für die gesammte kunstliebende elegante Welt sollte diese sorgsam gepflegte aufkeimende Liebe erfreuliche Blüthen und Früchte bringen. Der Dichter hatte nämlich den Plan zu einem Romane entworfen, der seiner Ueberzeugung nach unendlich an Feuer und innerem Leben gewinnen mußte, wenn er, gleichsam nach einer vorherbestimmten Harmonie, in zwei Welten zugleich, in der idealen, wie in der wirklichen, sich gestaltete.

Das Werk war von der einfachsten An-

lage und sollte durch die meisterhafte Ausführung erst seinen vollen Werth erhalten. Es hatte sich nämlich, nach diesem Entwurfe, der Held, — eine männlich poetische Natur, — einer schönen weiblich empfänglichen, wiewohl noch wenig gebildeten, Seele halb im Scherz angenommen, um sie versuchsweise wo möglich zu sich heraufzuheben. Die Schülerin aber hatte so wunderbar schnelle Fortschritte gemacht, daß bald aus Scherz Ernst ward, und der Lehrmeister zu ihren Füssen seine Schuld, ihr Verdienst, und der Liebe siegende Allgewalt bekennen mußte. »Die Vergeltung« war das Romänchen betitelt.

Wohlersonnen wechselte die Erzählung mit Briefen ab; denn nach diesem Plane konnte der Verfasser vorzüglich gelungene Blätter, die er Marianen in die Hand gedrückt, späterhin nachdrucken lassen im Buche, und sie dort dem Helden schenken, so wie vielleicht die Antworten Marianens der gedruck-

ten Heldin. — Doch letztere waren, wie die Erfahrung lehrte, eben nicht hoch in Anschlag zu bringen. Theils blieben diese Briefchen gewöhnlich lange aus, und um nur Eines herauszulocken, wahren oft mehrere glühende beschwörende Blätter nothwendig; theils zeigte dasselbe, wenn es nun endlich erschien, orthographischer Mängel nicht zu gedenken, eine so wenig geübte Feder, daß, — wollte der Dichter gewissenhaft arbeiten und sein Honorar nicht mit Sünden verdienen, — er gar wenig Briefliches von Marianen aufnehmen konnte in die »Vergeltung.« Er tröstete sich indeß mit der Bemerkung: »wenn auch der papierene erdichtete Liebeshandel ein wenig zurückbleibe, so schreite dagegen der lebendige wirkliche desto rascher vorwärts.«

In der That war schon einige Male die bewußte Zaunlücke, — das Paradiesespförtchen, durch welches diese Eva heraus in die Welt geführt werden sollte, — auf die fleh-

entliche Bitte des Pförtners, von Marianen benutzt worden; doch nur, um mit scheuer Eile in dem nahgelegenen Gewächshause einen prächtigen Orangenstrauß, — freilich auch zugleich einen heißen Kuß auf die stummen, fühlbar bebenden Rosenlippen, in Empfang zu nehmen. Denn ach! wie konnte die Freundin dem Freunde einen Dank verweigern, der für sie zugleich eine Gabe war?

Alles schien im besten Gange; selbst die Briefe der reizenden Nachbarin wurden allmählig brauchbarer; verwechselten wenigstens nicht mehr so oft Hartes und Weiches, Doppeltes und Einfaches, Großes und Kleines. Kurz, der Lehrmeister glaubte es verantworten zu können, wenn er den hoffnungsvollen Zögling nunmehr in die dritte Klasse versetzte; d. h. wenn er seine Schülerin zur thätigen Theilnahme an seinem Liebhabertheater aufrief.

Er hatte ihr nichts Geringeres, als eine

Gurli zugedacht. Zwar war er bei sich überzeugt: »um auf der Bühne eine Unschuld recht gut zu spielen, müsse man eigentlich keine mehr sein;« — doch es war ja vielleicht noch nachzuhelfen; — und auf alle Fälle mußten die Proben nähere Auskunft über die zu erwartenden Leistungen geben. So trat er denn unbedenklich mit seinem Antrag hervor, fand aber gleich anfangs Widerstand von einer Seite her, wo er ihn am wenigsten erwartet hatte, — bei der sonst so gutmüthigen, nachgiebigen Mutter. Daß Mariane eines Predigers Tochter, und ihre Mutter eine arme Wittwe sei, war eigentlich alles, was sie entgegenzustellen wußte: allein diese beschränkten An- und Einsichten eines alten Mütterchens zu besiegen, kostete dem Theaterdirektor nicht bloß einen grossen Aufwand von Beredsamkeit, sondern sogar einen schönen meißner Tassenaufsatz, auf dessen niedlichen Gefäßen unter goldnem Rändchen unzählige Vergißmeinnicht blüh-

ten. Prachtvolleres hatte die gute Frau noch niemals gesehn, und vor solcher unermeßlichen Freigebigkeit mußte jede Einwendung verstummen; aber unbedingt zuzusagen, wollte gleichwohl das mütterliche Gewissen nicht verstatten: — „Mariane sollte mitspielen, aber nur ein einziges Mal, bloß dem Herrn Baron zu Ehren;“— dabei blieb es. „Nun, wir werden schon sehen!“ dachte der, — und es handelte sich also nur noch um die Rolle. Für die zugedachte Gurli bezeigte das wunderliche Mädchen durchaus keine Neigung. Emil gab endlich die Wahl frei. Sie sann alle Personen durch, die sie aus den Vorlesungen kennen gelernt hatte, und wählte endlich — Ophelia in Hamlet.

Der Direktor erstaunte; — dann sprach er abrathend: „Diese Rolle scheint vielleicht auf den ersten Blick leicht; aber sie ist, wie manches stille Wasser, von furchtbarer Tiefe. Opheliens ganzes Geschlecht ist darin versenkt. Wer nicht besser zu schwimmen versteht, als

sie, der bleibe vom unheimlichen Meere! — Eine gute Ophelia sucht man jetzt auf den größten Theatern vergebens, und schwerlich ist jemals eine Anfängerin mit ihr aufgetreten!«

Nach diesen Bemerkungen wollte Mariane zurücktreten, und nun gar nicht spielen, so daß es am Ende neuer Ueberredung bedurfte, damit sie nur die erste Idee wieder aufnahm.

Die Proben zogen sich in die Länge. Im Anfang ging's nicht übel; bald aber sanken Emils Hoffnungen. Gelernt hatte Mariane zwar gut genug, allein es fehlte am rechten Ausdruck; auch war sie schlechterdings nicht dahin zu bringen, Alles zu sagen, was die irre Ophelie spricht. Der Direktor fing schon an, seine künstlerische Betriebsamkeit, auf welche er sonst mit allem Rechte stolz war, für dieses Mal zu bereuen; er konnte indeß nicht wieder zurück. Die schon zu weit vorbereitete Aufführung ging vor sich, und

— mißlang auf eine Weise, wie noch keine der früheren! Ophelia stockte nicht selten, sprach eintönig und leise; kein Zuwinken auf der Bühne, kein Bitten hinter den Koulissen wollte helfen, und gerade in einer der ergreifendsten Scenen, wo sie mit Blumen phantastisch ausgeputzt in den königlichen Familienkreis vor dem Bruder erscheint, verlor sie so völlig den Kopf, daß besonders das weibliche Publikum, — welches Marianen längst die ausgezeichnete Gunst Strahlenbergers mißgönnte und übel deutete, — ein unverhehltes spöttisches Lachen hören ließ.

Unsern Emil, der den Hamlet machte, setzte der Fall des Stückes in eine innerliche Wuth; verleitete ihn sogar zu einigen auffallenden Verstößen in seiner eignen Rolle, und nach dem Schlusse wußte er sich so wenig zu beherrschen, daß er Marianen vor allen Mitspielenden beschämte und einige bittere Worte „über ihre Ungeschicklichkeit und Anmaßung“ fallen ließ.

Das gute Kind, das von dem geliebten Manne bisher nur süße Schmeichelworte gehört, erschrak heftig vor seinem ergrimmten verfinsterten Blick und vor der harten Rede. Sie bedeckte ihr schönes, von Reue, Scham und Schmerz erglühendes Gesicht mit ihren bebenden Händen und mit den Strohblumenkränzen, die sie noch krampfhaft in denselben festhielt; aber sie konnte doch den heißen Strom ihrer hervorbrechenden Thränen nicht hemmen und verbergen.

»Nur Sie, — schluchzte die Tiefgekränkte, — nur Sie haben uns zu diesem traurigen Spiel beredet — und ach! ich schicke mich doch so wenig dazu!«

»Gänschen!« murmelte Emil leise vor sich hin. — Laut nahm er indeß doch wieder einen milderen Ton an; ja er wollte Marianen sogar den Arm bieten, um sie nach Hause zu begleiten: doch sie schlug es unter neuhervorbrechenden Thränen ab.

Dieser verhängnißvolle Abend schadete Marianen viel bei dem kunstliebenden Direktor, und mancherlei Umstände wirkten gemeinschaftlich auf den Entschluß hin: seiner Neigung für sie nunmehr eine andre Richtung zu geben. — Sein Roman war im Manuscripte bereits ziemlich weit vorgerückt, und, — er konnte sich's unmöglich verhehlen, — die Heldin desselben war denn doch ein ganz anderes, edleres Geschöpf, als dieses beschränkte, verländelte Wesen! Sogar seine eignen Briefe waren seit einiger Zeit leer und matt geworden, und die Vorlesungen fingen ihn zu langweilen an. Besonders kam aber noch eine gewisse, seine Geduld ermüdende, seine Flamme fast auslöschende Erfahrung in Betracht: daß nämlich jeder, auch der sinnreichste Plan, die Schülerin vielleicht doch noch zu einer guten Theaterunschuld umzubilden, an einer unbegreiflichen Standhaftigkeit des blöden Mädchens scheiterte, — so unendlich viel sie ihm auch,

ihrer Meinung nach, schon eingeräumt und aufgeopfert hatte.

Doch alles dieß würde unsern Helden nicht abgehalten haben, wenigstens einen regelmäßigen, und daher weniger auffallenden Rückzug zu machen, hätte ihm nicht ein Wink des Schicksals die Bahn höherer Pflichten mit einem drohenden Zeigefinger angedeutet.

Der Amtshauptmann hatte ihm gerade am Tage vor der Aufführung des Hamlet aus der Residenz geschrieben und große Nachrichten mitgetheilt. Durch kluge Unterhandlung des Vaters, so wie durch des Sohnes wachsenden Schriftsteller-Ruf, eröffnete sich dort die Aussicht zu einer glänzenden Partie. — Die schöne, grundreiche, in allen großen Zirkeln als Stern erster Größe strahlende Freiin Victoria von Adlershauk wollte die Seinige werden, sobald er nur die werbende Hand in gehöriger Form nach ihr ausstreckte. Sie reichte ihm dann mit der

ihrigen ein Herz, von lauter Brillantblumen garnirt, zwei ansehnliche Rittergüter nach des Vaters Tod, der bald zu hoffen stand, und den Kammerherrnschlüssel durch hohe Konnexion.

Herrn Kurts Brief war in der liebenswürdigsten Laune geschrieben, der man es deutlich anmerkte, wie wohlig das väterliche Herz in einem Meere süßer Hoffnungen schwamm, und wie sicher es darauf rechnete, auch das kindliche bald eben so wonneselig darin schwimmen zu sehen. Ganz am Ende kam noch folgende Nachschrift:

»Apropos! Man erzählt mir sub rosa, daß Du zu einer betagten Predigerwittwe in Deiner Nachbarschaft eine zärtliche Neigung gefaßt habest, die weit genug gehe, um Dich sogar zum Schulmeister ihrer kleinen Tochter zu machen. — Ich will's nicht weiter untersuchen, aber — sei klug! — Damen von Welt lernen zwar wohl

auch Spaß verstehen, nur nicht leicht vor der Hochzeit. — Sapienti sat. —«

Der feine Weltmann hatte sich im würdigen Sohne nicht verrechnet. Das unvermuthet ihm entgegenkommende Glück ward mit zwei Armen fest an ein frohlockendes Herz gedrückt.

»Wie doch Alles sich so wunderbar fügen muß!« schrieb er in sein Tagebuch: »Gerade jetzt, wo die Pflicht ruft, muß es dem Herzen erleichtert werden, ihr eine flüchtige, grillenhafte Neigung zum Opfer zu bringen. — Die Romanenwelt ist wohl ganz der rechte Kampfplatz für das rege strebende Jünglingsalter: der Mann aber gehöret der wirklichen an. Drum frisch vorwärts, ohne dich irren zu lassen durch die bunte Phantasieenwelt die nun hinter dir lieget!«

Im gleichen Sinne schrieb und dankte er dem Vater Kurt. Die spaßhafte Nachschrift ward mit einer ähnlichen erwidert. »Er begreife wohl, hieß es darin, daß eine

Victorie nicht gern an der Seite eines Mädchenschulmeisters durch das hochzeitliche Triumphthor einziehen möge; und da hoffentlich die Schülerin bereits genug profitirt habe, um sich künftig selbst fortzuhelfen, so habe er schon die letzte Lection mit ihr gehalten. Seine thörichte Neigung zur Mutter aber verspreche er redlich zu bekämpfen, und lege zum Pfande der Besserung hiermit das Gelübde ab, die Schwelle der gefährlichen Nachbarschaft nie wieder zu betreten.«

Er hielt in der That mit so vieler Strenge Wort, daß er sich nicht nur des Hauses, sondern, — der unvermeidlichen Nachbarschaft wegen, — sogar des eignen Gartens enthielt.

Wir Uebrigen, die wir uns dadurch keine Freude versalzen und keine Braut verscherzen, wollen immer ein wenig einkehren in das arme kleine Haus des verspotteten Paares. Da nun der poetische blaue Dunst zerronnen ist, in welchen uns früherhin des

Dichters Nähe eingehüllt hatte, so können wir schon leichter hindurch, und bis auf den Grund des zerdrückten Herzens blicken, das dort still an seinen Wunden verblutet.

Die beiden Frauen hatten sich früher allerdings in seltsamen, abenteuerlichen Hoffnungen verirrt. — Die Mutter, welche anfangs Strahlenbergers Annäherung für grosse Leutseligkeit und liebreiche Herablassung nahm, war doch nicht einfältig genug, um späterhin in ihm den Anbeter ihrer Tochter zu verkennen. Wo aber eine andre, weltkundigere Mutter erschrocken sein würde, da wagte diese treuherzige, beschränkte Seele, an eine künftige glänzende Versorgung des lieben einzigen Kindes zu glauben; ja sie wußte das nicht einmal zu verhehlen. »Glaube mir, sagte sie einst an einem Morgen zu Marianen: Dir steht ein großes Glück bevor, meine Tochter. Nun habe ich Dich

schon zum zweiten Male im Traum mit einem gelbfunkelnden Kranze und mit vielen Blumen angeputzt gesehen. — O du liebe Mariane! — Ja, eine reiche geehrte Frau kannst Du werden! Aber Du verdienst es auch.«

Die Tochter lächelte dann erröthend und schwieg sinnend. — Keines Wörtchens zwar erinnerte sie sich von allen treubehaltenen Reden des Liebhabers, welches auf eine solche Verbindung bestimmt hingedeutet hätte; aber sie glaubte auch dessen kaum zu bedürfen. Seine liebeglühenden Worte, Blicke, Briefe, — alles was er in Bewegung setzte, sie zu gewinnen; seine Kunst und sein, lauter Natur lügendes Spiel, — es hätte selbst eine Weltkundigere täuschen können; wie vielmehr ein unbefangenes, unerfahrenes Landmädchen, das zum ersten Male, und mit allen Kräften des blühenden Jugendlebens liebte! — Ein eifriger Liebhaber ist in den Augen einer edlen schuldlosen Jung-

frau immer zugleich ein Ehelustiger und Freiwerber.

Nie hatte Mariane in ihrem enggeschlossenen Kreise eine Ahnung von dem unnennbaren Reiz einer Welt gehabt, wie sie Emil vor ihr aufschloß. Sein Geschmack an schönen Werken der Dichtkunst und sein eignes schönes Talent hatten allen ihren Empfindungen eine andere Richtung gegeben. Aber das innerste Wesen dieses Gemüthes zu fassen, war der stolze Dichter mit all' seinem Phantasiereichthum doch viel zu arm und kurzsichtig! Ohne Falsch, kindlich, treu und warm, fromm und rein, — gleich empfänglich für das Rechte, wie für das Schöne, — ungebildet, aber bildsam wie zartes Wachs, das sich unter echter Künstlerhand zu einem reizenden Engelbilde gestalten konnte, — so war Mariane aus ihrem einsamen Dörfchen aus der Erziehung biederer, aber dürftiger und nicht welterfahrener Eltern hervorgegangen. Reiche Blüthen lagen hier noch in ge-

schlossener Knospe schlummernd. Vom Hauch einer wahren, reinen Liebe angeweht und erwärmt, würden sie schnell zum herrlichsten Flor gelangt sein, erquickend für Auge und Herz. Vor dem heißen giftigen Odem hingegen, der gleich dem Samiel über brennende Einöden, — über eine von Wollust durchloderte Selbstsucht herhauchte, konnten die zarten Knospen freilich nur verkümmert und mit verwischten Farben sich aufthun!

Marianens Geschichte lag zugleich vorgezeichnet in diesen Grundzügen ihres Wesens. — Innig und ohne Arg hatte sie sich dem heißgeliebten Manne hingegeben, und nur späterhin, wo die räuberische Absichtlichkeit hinter der empfindsamen Maske bisweilen allzukenntlich hervorblickte, erschrak sie im Innern und ahnete dunkel; Emil sei doch wohl das Ideal nicht, welches sie in ihm liebte. Diese Ahnung stieg vor der bangenden, selbst nicht mehr von jedem Vorwurf freien, Seele wie eine ferne qualmende Wol-

ke auf, aus der sich das Ungewitter entwikkeln sollte, das über ihr heitres Jugendleben verhüllend herzog. Jene Ahnung war es wohl ohne Zweifel, die ihr zuflüsterte, Ophelia's traurige Rolle zu wählen.

Als sie nun in den Kreis der Spielenden eintrat, da gingen ihr plötzlich neue Lichter auf. Das zweideutige Verhältniß, in welchem Emil mit einigen eingeübten weiblichen Mitgliedern seiner Truppe stand, war nicht ganz zu verschleiern, — wurde vielleicht sogar absichtlich vor ihr aufgedeckt! Darin mochte der Grund ihrer Verwirrung und des Mißlingens ihrer Rolle hauptsächlich zu suchen sein, — obwohl man einer solchen Seele überhaupt kein großes Schauspielertalent zuzutrauen geneigt ist.

So zog also die furchtbare Wolke immer näher und näher, und als der Geliebte sie so kalt, so höhnend behandelte, — als seine gekränkte Eitelkeit vor allen diesen schadenfrohen, ihr eigentlich noch völlig fremden

Menschen in schonungslosem Zorn gegen sie ausbrach, da deckte der erste gräßliche Blitz ihr den Abgrund ihres Elendes auf.

Tiefbeleidigt, beschämt vor aller Welt; vielleicht, — jetzt erst fühlte sie das deutlich! — vielleicht beschimpft auf immer durch einen überall hervorblickenden Verdacht gegen ihre Ehre, — wankte sie wie vernichtet nach Hause.

Und dennoch glühte noch die alte Liebe in der treuen Brust! Dennoch hoffte sie am folgenden Tage von einer Stunde zur andern, Emil werde kommen, sich zu vertheidigen und sie zu trösten! Aber als jede Hoffnung schwand; als nach einigen verweinten Wochen, — wo sie nicht ganz verschont blieb von mütterlichen Vorwürfen, — die Nachricht von des Ungetreuen naher Vermählung sich verbreitete, und täglich mehr bestätigte: da endlich fiel der zerschmetternde Schlag hernieder, und traf nicht nur das

Herz, — das war schon früher gebrochen, — sondern den Sinn der armen Verlassenen.

Ihre Thränen vertrockneten; aber sie gerieth in eine dumpfsinnige Erstarrung, aus welcher die angstvolle Mutter sie nicht mehr zu erwecken vermochte. Da stand sie schon am Eingang jenes furchtbaren Zaubergartens, wo tückische Dämonen und phantastisch gaukelnde Traumgestalten mit grinsenden Larven den armen Pilger erwarten, der sich zu ihnen verirrt, und den sie dann mit sich fortreißen in ein unabsehliches Labyrinth, um dort ihr wildes unmenschliches Gaukelspiel mit ihm zu treiben.

Bei Marianens beginnender Geistesverwirrung trat jetzt der letzte und tiefste Eindruck der Theaterscene in größter Lebendigkeit hervor, und behauptete endlich allein die Herrschaft. — Sie glaubte Ophelia zu sein. Alle Worte ihrer Rolle waren ihr stets gegenwärtig und wurden zur fixen Idee. Sie war still, ohne Klage, ohne Thräne; ihr

liebstes, fast einziges Geschäft beschränkte sich darauf, Blumen zu sammeln, welche sie dann sorgfältig in ganz kleine Theilchen zerpflückte. — Die Mutter konnte anfangs das ganze, unermeßliche Unglück der geliebten Tochter noch gar nicht überschauen; sie glaubte immer noch, es hänge von dem Mädchen ab, sie zu vernehmen und ihr zu folgen, wie sonst. Da rief sie dann flehend dem bleichen Kinde zu:

„Ach Du traute Tochter! du nimmst dich ja gar keiner Arbeit mehr an! Wovon sollen wir denn nun leben? — Sieh doch diese alten schwachen Hände an; — die können ja unmöglich alles allein verdienen! — Und ich bin ja auch immer so müde und zerschlagen; — arbeite doch mit mir, wie Du es sonst immer so gern gethan!"

Mariane aber blickte nach solchen rührenden Ermahnungen die Mutter mit einem irren Lächeln an, zog die Nadeln aus dem Strickzeuge, das ihr zur Arbeit in die Hän-

de gelegt worden war, und streute sie umher mit Opheliens Worten: »Da ist Vergißmeinnicht, das ist zum Andenken. Ich bitt euch liebes Herz, gedenkt meiner! Und da ist Rosmarin, das ist für die Treue.«

Hätte doch Emil, der große Theaterkünstler, seine vollendete Schülerin *jetzt* gesehn! Vielleicht würde er da seinen harten Tadel zurückgenommen und bekannt haben: eine *solche* Ophelia, habe selbst keine der berühmtesten Bühnen aufzuzeigen!

Aber er sah sie nicht! Er betrieb nun emsig die näher rückende Hochzeit mit der glänzenden Victoire. Das in der Residenz umlaufende Gerücht: »es habe sich ein armes gemeines Mädchen in den Bräutigam verliebt, und sei ein wenig närrisch darüber geworden,« schadete ihm nicht im Geringsten, sondern leistete vielmehr seinem Rufe guten Vorschub. Victoire hatte darüber manches Witzwort und allerlei neckische Scherze zu vernehmen, die sie dann mit eleganter Wendung erwidern

konnte. Das gab, als Vexirspiel bei den Theetischen, oder als Erholungsintermezzo bei ernsten anstrengenden Whistpartieen, einen ergetzlichen Zeitvertreib und war gleichsam das Salz zum Hautgout dieser Mariage.

Was der Bräutigam selbst über Marianens Zustand dachte und sagte, werden wir am besten von ihm, und zwar aus dem Bruchstücke eines Briefes vernehmen, den er an einen vertrauten Geistes- und Herzensverwandten richtete:

„Heute schloß ich, bis zur letzten Feile, den bewußten Roman, den Du so sehnlich erwartest; — freilich ganz anders für meine Heldin, als sich's mit der unglücklichen M. M. gefügt hat!

Freund! Mir wachte ein Engel! — Diese unschuldige Spielerei konnte mich wahrlich weit führen, hätte die kleine Unüberwindliche ihren Vortheil verstanden, und im rechten Momente benutzt! — Im engsten Vertrauen: ich war einmal nahe

daran, in ernste Liebe zu gerathen, und nur wackere Selbstbeherrschung hat mich vielleicht vor großer Thorheit und — vor einer wahnwitzigen Frau bewahrt; denn sicher hatte die Krankheit da schon begonnen, als sie Opheliens Rolle wählte! — Vielleicht eine erbliche Anlage; — wer mag's wissen!

Aber wie dauert mich jetzt die Arme; — besonders, da sie eine so einfältige Mutter hat! Stelle Dir vor: gestern schicke ich ein nicht leichtes Goldröllchen hinüber zur Unterstützung der Kranken, und — erhalte es von der Alten zurück mit der unaussprechlich albernen Bitte »ich möchte doch um Gotteswillen nichts mehr schikken.« — Nun denn, wer Andrer Hülfe verschmäht, sehe zu, wie er sich selber helfe!«

Das Publikum von Petermichelthal, — hier, wie anderwärts, ein launenvolles wetterwendisches Ding, — schien plötzlich eine

ganz andere Ansicht der Sache gewonnen zu haben. Neid und Schadenfreude waren befriedigt und verstummt; das Mitleid trat ungehindert in seine Rechte ein. Mancher, den Strahlenbergers Stolz heimlich oder öffentlich gekränkt hatte, ergriff nun die Gelegenheit begierig, seinem verbissenen Aerger Luft zu machen: gar mancherlei ungünstige Urtheile kamen in Umlauf, die sich sonst nicht hervorgewagt hatten.

Während Emils Doppelroman im Stadtgespräch von allen Seiten beleuchtet und bitter genug recensirt wurde, öffnete an einem dunkeln stürmischen Abend der Wirth zum großen Christoph seine Pforte einem Reisenden, der ziemlich unsanft anklopfte, und mit unerhört schweren, seltsamen Flüchen über die Höllenwege dieser Gegend, wo sein Wagen stecken geblieben sei, Nachtquartier verlangte.

Der Stoffelwirth, — so nannte man den Gastgeber des Städtchens, — war

dessen längst gewohnt; denn er hatte eine Art von Strandrecht auf alle Reisenden, welche die Petermichelthaler Wege passiren mußten.

Indem er dem neuen Ankömmling hinauf zu seinem Zimmer leuchtete, sakramentirte er selbst wetteifernd mit, über Bürger und Bauern, Polizei und Landesregierung, hauptsächlich aber über den Stadtmagistrat; so daß bei dieser Einhelligkeit der Gefühle und Grundsätze sich bald ein befreundetes Verhältniß zwischen ihm und dem Gaste anzuknüpfen begann. Es wuchs dasselbe noch mehr durch den glücklichen Umstand, daß der Wirth überausgern sprach, und jener, wie es schien, nicht minder gern zuhörte.

Die gesammte allgemeine Stadthistorie alter und neuer Zeit konnte an diesem Abend, während man die nöthigen Anstalten zur Herbeischaffung des beschädigten Reisewagens traf, vorgetragen, — die allerneusten Ereignisse aber vorzüglich mit Umständlichkeit

erörtert werden. Der Fremde paßte auf, wie ein Reisebeschreiber.

»Herr Wirth!« so nahm er endlich das Wort: »Ich bin der Doktor Katzenberger . . .«

»Wa — was!« rief der Stoffelwirth, und schlug im freudigen Erstaunen die Hände zusammen: »Also wohl gar der berühmte Katzenberger, den wir hier in der Lesebibliothek . . . .«

»Nur sein Bruder;« fuhr Jener ruhig fort. »Ich reise, im Vertrauen gesagt, als berufener Brunnenarzt in das bekannte Maulaffer Bad; — Hätte wohl Eile; allein um Euer scharmantes Städtchen etwas mehr, und gleichsam von Person, kennen zu lernen, wend' ich ein paar Tage daran. Die Brunnenpatienten, die sich dort krank gesoffen haben und die ich nun kuriren soll, mögen meinetwegen daraufschnappen, wenn sie nicht warten wollen, bis ich komme. — Ich muß Ihnen sagen, Herzensmann, ich studire mit Leidenschaft die Tollheit. Ein

Narrenhaus ist für mich ein wahres Paradies; (wie denn auch das Paradies eigentlich schon ein wahres Narrenhaus gewesen, weil wir sonst aller Wahrscheinlichkeit nach heute noch darin herumspazierten.) — Was ich aber sagen wollte .... könnte ich denn nicht jene Ophelia, von welcher Sie mir da allerlei närrisches Zeug erzählen, auf ein Stündchen sprechen? — Herrn von Strahlenberger muß ich, als berühmten Schriftsteller und halben Namensvetter ohnehin besuchen.«

»Ei nun,« fiel der Wirth ein, »so ist's ja Ein Gang, Herr Doktor! Opheliens Häuschen sitzt am Strahlenbergerschen Schlosse an, wie ein Schwalbennest an der Kirche. Gleich Morgen führ' ich Sie hin. Die Alte wird, hoffe ich, keine Umstände machen; besonders wenn Sie etwa ein gutes Receptchen umsonst verschreiben, — denn es fehlt leider am Besten!«

»Sie meinen, am Verstand?« fragte der Doktor. »Auch!« sagte der Wirth: »ei-

gentlich meinte ich aber jetzt mehr das baare, als das wahre Beste.« — Der Doktor reichte ihm mit einer Art von Lächeln die Hand: »Er liebe solchen Klingwitz ungemein,« sagte er zur Gutennacht.

Am folgenden Morgen rannte Katzenberger mit einer Eile in der Stadt umher, als ob er schon im Maulaffer Bade seine erste Visiten-Runde zu machen hätte. Der zerbrochene Wagen gab ihm Veranlassung, vielerlei in den Werkstätten und Krambuden selbst einzukaufen oder zu bestellen. Außerdem hatte er noch da und dort eine Erkundigung einzuziehn, einen Gruß auszurichten von irgend einem Vetter aus der Fremde, und nebenbei Empfehlungskarten des Bades abzugeben, das er unter seinen ärztlichen Schutz genommen hatte. Eh' es noch Nacht wurde, gabs wohl kein bedeutendes Haus in der Stadt, wo er nicht eingekehrt, und wenige ihrer Bewohner, mit welchen er nicht Rede und Gruß gewechselt hatte. Am läng-

sten verweilte er allerdings bei Strahlenbergern und bei Marianens Mutter. Ob er hier heilkundigen Rath ertheilt, wurde vorläufig nicht bekannt. Aus dem Strahlenberger'schen Schlosse hingegen lief bald ein Gerücht durch die Stadt: »Der Fremde sei ein großer Deklamator und habe den Oberamtsadjunkt selbst durch einige Probestücke in Erstaunen und Entzücken versetzt. Ja, es sei sogar Hoffnung da, er werde sich zu einer Gastrolle auf dem Rathhause verstehen.«

Diese frohe Kunde langte noch früher im großen Christoph an, als der Doktor, und der Wirth sagte pfiffig zu seinen Gästen: »Was hab' ich Ihnen denn heute Mittags bei Tische gesagt? — Hinter dem steckt was!«

Alles war in höchster Spannung; und als in der That am folgenden Morgen der Balgtreter mit einem Arm voll nasser Komödienzettel die Straße herabgeschritten kam,

da riß ein Liebhaber dem andern folgende närrische Ankündigung vor der Nase hinweg:

Heute Abend
von einem reisenden Kunstfreunde
zum Besten der Armen:

„Der Vergelter; oder Das war Ich!“
Ein Festspiel ohne Aufzüge.

* *
*

Personen:

(Der Kunstfreund macht sie alle selbst, und das Stück auch. Er bittet bloß um die Erlaubniß, unsichtbar bleiben zu dürfen; wogegen aber, so lange das Stück spielt, hinter einem chinesischen Vorhange unterschiedliche ganz gehorsamste Nebelbilder sich bestreben werden, die hochgeehrtesten Zuhörer einigermaßen zu Zuschauern zu machen.)

* *
*

Anfang: 6 Uhr präcis. Das Ende ist noch nicht zu bestimmen.

Das Billet kostet 3 Petermännchen; gilt für alle Plätze.

An diesem Tage redete nun kein geschmackvoller Petermichelthaler ein andres Wort, als vom bevorstehenden Abend. Gerüchte, Urtheile, Vermuthungen und Zweifel verdrängten einander.

„Das war Ich“ kannte man wohl recht gut, und hatte es hier bereits zur Genüge gegeben; daß jedoch jenes Stück nicht von Katzenberger sei, wußte jedes Kind.

„Also offenbar wieder eine Nachahmung!“ urtheilte der Eine. „Das mache mir Niemand weiß!“ rief der Andere: „denn ein solches originelles Kraftgenie läßt sich nicht zum Nachahmen herab.“ — „Aber so sagt mir doch nur, Herzensleutchen!“ redete ein Dritter dazwischen: „wie kann ein einziges Menschenkind alle Personen selber machen?“ „Ja, und das Stück obendrein?“ rief Einer aus dem Hintergrunde hervor; — der mußte sich's indeß gefallen lassen, ein wenig ausgelacht zu werden.

Der dicke Oberbürgermeister brummte verdrießlich drein: »Ich verstehe so gut Spaß, als Einer, und darf mir kein Mensch nachsagen, daß ich nicht gern aufs Rathhaus gehe, wenn sie droben spielen: aber das Entreegeld zu drei Petermännchen — das hole der Henker! Es ist ein wahres Lumpen-Entree! Was kommt dabei heraus? Hans und Grete, und selbst die Bauernlümmel vom Dorfe laufen zu, rechtliche Leute aber müssen schwitzen und den Qualm einfressen.«

Die Frauen hatten noch weit mehr zu besprechen, als die Herren; besonders war der chinesische Vorhang ein unerschöpflicher Gegenstand ihrer Untersuchung. Man war jedoch am Ende ziemlich einverstanden darüber, daß er aus einer Art von Florence verfertigt sein müsse, »weil sonst die Nebelbilder nicht durchschimmern könnten.« Viele wendeten sich an den Oberamtsadjunkt und bettelten um vorläufige Befriedigung der kizzelnden Erwartung; dieser lächelte aber ver-

schmitzt: »Habt nur Geduld; ihr sollt euch wundern! Allen gefällts indeß schwerlich; — das sage ich zum Voraus. Der Humor ist, wie der Glaube, nicht jedermanns Ding. Mancher lacht da mit, wo er selbst ausgelacht wird. Wer's dann merkt, den verdrießt's, und wen's verdrießt, der schimpft. — Die Süssigkeit einer humoristischen Ohrfeige zu schmecken, dazu gehört ein wenig mehr Geist und Laune, als leider! bis jetzt noch unter uns zu verspüren ist!«

Da der Thürmer listig das Räderwerk der Stadtuhr ein Stündchen vorwärts hatte rennen lassen, und man diesen feinen Streich höheren Orts gern ignorirte, so saßen noch vor fünf Uhr die dicht zusammengedrängten Schaugäste, den starkschwitzenden Oberbürgermeister an der Spitze, mit weit offenen Augen vor der Bühne da, und blickten den weißen florartigen Vorhang an, der die Scene verschleierte.

Der Künstler ließ nicht lange auf sich warten. Ehe man noch wußte, daß er herein sei, sah man schon seinen Schatten am chinesischen Vorhang geschäftig vorüber schweben. Dann wisperte es eifrig und heimlich hinter der Scene; unkenntliche Gestalten kamen herbei und eilten fort, gleich flatternden Nachtvögeln, und die Zuschauer athmeten kaum vor Erwartung.

Jetzt mit einem Male waren alle Lampen verloschen, und aus dem tiefen Dunkel hob sich hinter dem Vorhang ein Strahlenbüschel leuchtender Raketen; buntfarbige Feuerräder begannen zu sprühen; verschlungene Namenszüge brannten in blitzendem Juwelenglanz, und von schillernden Farbenwellen überwallt, stellte sich durch den milchweißen Flor ein weiter Lustgarten mit einem hohen prächtig erleuchteten Landhause im Hintergrunde dar.

Etwas Aehnliches hatte man niemals gesehen. Ja, selbst die bewandertsten, phan-

tasiereichsten Leser der hier so beliebten Zauber- und Feenromane hatten die Möglichkeit dieser Pracht nie geahnet; alles schwelgte in zappelndem Entzücken.

Sogleich gab es nun auch etwas zu hören, was die Aufmerksamkeit nicht weniger in Anspruch nahm; die Handlung des Stükkes begann.

Mit unerhörtem Gezänke lief ein kleiner, lächerlich dicker Mann, der, wie sich bald zeigte, einen Verwalter vorstellte, wüthend im Garten umher. Gärtner, Bediente, Hausknechte, Mägde wurden zusammengerufen, um unter ihnen die Schurkenseele ausfündig zu machen, welche aus Neugierde oder Muthwillen ein Feuerwerk, zur Ankunft der hohen Braut des Gutsherrn für Morgen veranstaltet, heute schon angezündet habe, und den ganzen kostbaren Apparat völlig zwecklos verpuffen lasse.

Das linkische Benehmen des Verwalters bei dieser schwierigen Untersuchung; — die

wechselseitigen Anklagen, Vertheidigungen und Foppereien, — besonders aber die mannichfaltigen Versuche zu löschen, wobei die närrischen Nebelbilder an den zischenden Feuerballen sich die Finger verbrannten, dann mit vertrakten Sprüngen im Garten herumsetzten und niegesehene Gesichter schnitten: — alles das hielt den Furore des Publikums auf seinem Gipfel fest.

Man erfuhr übrigens in diesem ersten Akt nicht viel mehr, als daß eine große Hochzeit zugerüstet werde; daß der Bräutigam, der reiche Besitzer dieses Gutes und Fleckens, schon unterwegs sei, um alle Anstalten selbst zu betreiben und dann morgen die Braut, von vielen vornehmen Anverwandten begleitet, im Triumphe nachzuholen.

Ein Umstand aber erregte ganz besonderes Aufsehn. Unter den Schloßbedienten fand sich nämlich eine allgemein bekannte Person des Städtleins; — es war der Amtsdiener, Monsieur Zuschlag hier zu Lan-

de geheißen. Konnte man auch die Gestalt hinter dem chinesischen Vorhange nicht vollkommen deutlich erkennen, so war doch Sprache und Ausdruck so unverkennbar und treu kopirt, daß Alles im Parterre sich erstaunt anblickte, und immer Einer dem Andern ins Ohr zischelte: »Das ist ja doch leibhaftig unser Monsieur Zuschlag?« — — Dieser aber saß noch leibhaftiger mit in der vordern Reihe der Zuschauer und schüttelte verlegen den Kopf, — denn er erkannte sich recht gut.

Im folgenden Akt kam der Bräutigam mit einigem Hofstaat. — Verliebt in seine Braut, am meisten aber in sich selbst, flossen ihm die süssen Jamben wie Wasser von den Lippen und erzählten so viele Familienumstände, als nöthig waren, um den Zuhörer völlig einheimisch im Stücke zu machen und mit sehnlicherem Verlangen nach dem Anblick der erwarteten Braut selbst zu erfüllen.

Der Bräutigam hatte seinen Günstling unter dem Titel eines Privatraths mitge-

bracht, welcher das bevorstehende Fest durch gute Einfälle und durch seine genaue Ortskenntniß noch mehr zu heben geschickt war. Es sollten die Voranstalten bedeutend erweitert, und unter anderm auch ein Schauspiel von Liebhabern aufgeführt werden; daher der Privatrath Auftrag erhielt, ein gutes Stück vorzuschlagen und taugliche Subjekte zur Aufführung unter den Bewohnern des Fleckens auszuwählen. — Diese Privatraths-Rolle erregte aufs Neue ein allgemeines Erstaunen.

Es wohnte nämlich zu Petermichelthal in den sogenannten letzten Häusern ein Schuster, bei dem nicht nur der linke Fuß sondern auch die Zunge immer hinter seinen Bestrebungen zurückblieb, woraus denn ein drolliger Gang und noch drolligeres Stottern entstand. In der That mußte man sich schon manches Paar Stiefel von ihm haben anmessen lassen, um nicht laut aufzulachen, wenn der Mann sich mit den schwierigeren Lippen-

buchstaben M und P herumbalgte, ehe er sie recht packen und zum Maule heraustreiben konnte, — so wie man etwa einen zudringlichen Gast endlich ungeduldig aus der Thüre wirft. — Diese kleinen äußerlichen Mängel wurden indeß durch innere Vorzüge des Stiefelfabrikanten reichlich ersetzt: er war ein feiner Kopf, einer der besten Kunden des Lesebibliothekars, ein geübter Kenner des Schönen, zugleich aber auch ein scharfer Kritiker des Liebhabertheaters, — alles mit Passion.

Nun mußte sich's wunderbar treffen, daß der Privatrath im Stücke kein andrer Mensch war, als unser lahmer Schuster. Alles lachte bei dieser Entdeckung; man nickte und winkte sich von Stühlen und Bänken her zu; — bloß zwei Personen blieben ernsthaft: der Lesebibliothekar, (ein Mann, der Freunde zu schätzen und ihnen im Nothfalle treu und gewärtig zu sein wußte,) und — der Schuster selbst. Dieser erhob sich entrüstet im

Hintergrunde, stemmte sich auf sein gutes Bein an der Wand empor und sing laut zu murren und zu schimpfen an. Er wurde indeß von seinen Nachbarn beim Rockschoße auf die Bank niedergezogen, und zum Stillschweigen ermahnt, damit der Gang des Stückes nicht gestört werde.

Es handelte sich jetzt auf der Scene um das aufzuführende Schauspiel. Nach langem Wählen wurde für Hamlet entschieden.

„Es ist ein amusantes Stück," stotterte der Privatrath, „und hat ziemlich viel Ruf in der Welt. In ihm wird bekanntlich noch ein andres Stück aufgeführt, und da wir nun selbst schon Komödie spielen, so tritt der unerhörte Fall ein, daß im Schauspiel ein andres, und in diesem noch eins, also gleichsam ein Drama in der dritten Potenz, vorkommt. So hoch hat es selbst der große Shakespeare nicht getrieben. Es muß ungeheuern Effekt machen!"

Er drang mit seinem Vorschlage durch,

und man schritt nunmehr zur Besetzung der Rollen. Der Rath erbot sich mit Freuden, selbst im Orte herumzugehn, um anzuwerben. »Es giebt,« versicherte er, »in diesem kleinen Neste dennoch große Talente. So zum Exempel ist mir hier eine Ophelie bekannt« (hier warf er ein schmatzendes Kußhändchen in die Luft,) »eine Ophelie, gnädiger Herr! — wenn d i e Ihre holde Braut nicht in Thränen zerfließen macht, so hat sie einen kalten Marmorstein in der schwanenweißen Brust, statt des lieben, warmen, butterweichen Herzchens.«

Hier schloß der zweite Akt, und verbreitete unter den Zuschauern eine seltsame Stimmung. Unheimliche Ahnungen, daß der Künstler sie vielleicht alle zum Besten haben wolle, flogen kenntlich von Gesicht zu Gesicht. Strahlenbergern aber lief es wie Fieberschauer kalt und heiß über die Haut. Doch rieth ihm die Klugheit, abzuwarten wo es hinaus wolle, und einstweilen die Süßig-

keit der erhaltenen humoristischen Ohrfeige in der Stille zu kosten.«

Der folgende Akt ward gleich anfangs so bedenklich, und im Fortgange so unermeßlich frech, daß der Fall des Stückes und die höchste Wahrscheinlichkeit vorauszusehen war, es werde der Künstler den Schluß gar nicht geben dürfen. Denn auf der Wanderung, welche der Privatrath unternahm, um für seinen Hamlet zu werben, traten mit jeder neuen Scene eine Menge ganz bekannter Personen des Städtchens auf, die auf das treuste kopirt mit erstaunlicher Naivetät das Innere ihres Charakters vor Aller Augen zur Schau stellten. Jeder unter den Zuschauern, dessen Ebenbild noch nicht aufgetreten war, zitterte vor dem Augenblicke, wo ihn die Reihe treffen würde; denn selbst die innersten Familiengeheimnisse wurden nicht geschont, die verstecktesten Gebrechen und Vergehungen aufgedeckt; — alles aber mit so unvergleichlichen Possen ausstaffirt,

daß mitten im verbissenen Aerger oft ein unwillkührliches Gelächter ausbrach.

Bis jetzt hatten indeß immer noch Zehne über Einen lachen können; auch dachte Mancher: »Habe ich mein Theilchen, so solls nun Der und Jener auch erst abkriegen;« — und so hielt sich denn manche geballte Faust in der Tasche zurück.

Eine Saite gab es jedoch für dieses Publikum, die noch niemals ein Fremdling zu berühren wagen durfte, ohne daß sie ihn in den feindlichsten Mißtönen angebrummt hätte.

Petermichelthal stand nämlich in jener Rangordnung so mancher guten Städte und Flecken des deutschen Vaterlandes, welche nicht bloß eine Menge fremder Thorheiten, gleichsam als die Sündenböcke der ganzen Umgegend, tragen müssen, sondern dazu noch eine schwere Ladung offenbarer Erdichtungen und bittrer Verläumdungen mit nachzuschleppen haben. Von unserm werthen Städtchen

war unter anderm ein altes Mährlein im Umlauf, welches seinen Bewohnern den weit und breit bekannten Spitznamen der Petermichelthaler Eselreiter zugezogen hatte.

Es war, — so lautete die Sage, — als eine übliche Strafe für gewisse Sünden, ein neuer sehr schön gearbeiteter hölzerner Esel auf dem Marktplatze errichtet worden, wo er in der That heute noch steht. Nach der Vollendung dieser zweckmäßigen Zierde eines öffentlichen Platzes mußte das Werk von der gesammten Bürgerschaft besichtigt und als wohlgerathen anerkannt werden; — welches in der Ordnung war. Leider wurde sie aber durch das Stadt-Oberhaupt selbst in etwas gestört. Es gerieth nämlich der regierende Bürgermeister, — vielleicht aus bloßer Neugierde, oder auch, um den Eindruck genau zu prüfen, der davon zur Verbesserung der städtischen Moralität zu erwarten stehe, — auf den Einfall, das sitten-

richterliche Thier in eigner Person zu besteigen; und nur als er schon ganz gemüthlich droben saß und in Gedanken, als säße er noch auf seinem Wiegenpferdchen, die Seiten des geduldigen Vieh's mit den Fersen zu bearbeiten anfing, — nur da erst wurde er, auf die christliche Gemeinde herabschauend, an vielen schiefgezogenen Mäulern gewahr, daß die guten Leute ein wenig der Bock stieß. *)

„Aha!" dachte der Bürgermeister, „ich bin zu weit gegangen!" und wollte eilend herniedersteigen; brachte aber durch diese Eilfertigkeit sich und die Bürgerschaft so sehr aus dem Gleichgewichte, daß Alles sich wälzte, — Er im eigentlichsten Sinne des Wortes, indem seine weichsten Theile auf die härtesten der Stadt, das basaltane Marktpflaster, aufpufften; die übrigen Bürger figürlich, — vor Lachen.

---

*) Sollte außerhalb Petermichelthal diese metaphorische Redensart allgemein bekannt sein? — Sie bezeichnet die unterdrückte Lachlust nicht unbildlich.

Der Magistrat wurde zuerst wieder ernsthaft und steckte rathschlagend die Köpfe zusammen. Damit kein Makel an der ehrwürdigen Person seines Vorsitzers haften bleibe, ward einmüthig beschlossen: „es solle jeder Bürger nach Alter, Stand und Würden eselreiten, wofür zur Vergütung der kleinen Unbequemlichkeit jedem eine Kanne Wein auf allgemeine Kosten abzureichen sei.“ Und so geschah's. — Der ganze solenne Aktus schloß sich auf das Ergötzlichste in den frohdurchjubelten Hallen des Rathskellers.

Wer hätte es wohl dem Schauspieldichter hinter dem chinesischen Vorhange zugetraut, daß er sogar dieses kitzliche Fleckchen antippte und eine Frage auf's Tapet bringen würde, für welche kein wackerer Petermichelthaler eine andere Antwort hatte, als ein paar derbe Ohrfeigen? — Und dennoch ließ er sich durch seine tolle Laune verleiten!

Der Privatrath brachte nämlich, als er nun endlich mit der schwierigen Rollenbesez-

zung für Hamlet fertig war, noch ein Volksfest zu ehren der hohen Braut in Verschlag, und zwar ein solennes Eselreiten mit Trompeten und Pauken, nebst freiem Trunk für die Herren Reiter.

Wie ein elektrischer Schlag zuckte diese ungeheure Idee durch alle Nerven, die ohnehin durch das Vorhergegangene schon straff genug gespannt waren. Jetzt stand Einer für Alle; es galt die Ehre der ganzen Stadt!

Ein dumpfes Murmeln verkündigte das heranziehende Ungewitter. Jeder Zuschauer erhob sich von seinem Sitze und machte einen langen Hals, um den Oberamtsadjunkt zu beobachten: — ob der nicht vielleicht selbst an die Spitze der Schlachtordnung zu treten Lust habe?

Herr von Strahlenberger hatte aber schon längst wie auf Kohlen gesessen und hastig die Gelegenheit ergriffen, dem verwünschten Schauspieler den kecken Humor zu verbittern und das Handwerk zu legen. Doch hatte

er klüglich bei sich beschlossen, die Sache ohne Rumor abzuthun. Nur ein paar kräftige Worte wollte er mit dem Manne im Vertrauen reden, und ihm dann Veranlassung geben, sich heimlich davonzuschleichen. Sein gewöhnliches Plätzchen, wenn er nicht selber mitspielte, war gleich neben der Theatertreppe, um schnell ab- und zulaufen zu können. So hatte er sich denn, als jedes Auge ihn suchte, bereits unvermerkt hinauf begeben.

Leise schlich er in die Scene hinein; — aber wie ward ihm zu Muthe, als er nur sich allein auf der schauerlichen Bühne erblickte! Das Stück ging fort, und doch war Niemand auf den Brettern, Niemand hinter den Koulissen. Eine düstre unheimliche Dämmerung herrschte um ihn her, und nur einige gelbgrüne Flämmchen hüpften gleich Irrlichtern auf dem Boden, die einen stinckenden Schwefelgeruch verbreiteten.

Es packte ihn mit dem Entsetzen der Höl-

le. Vergebens strebte er hinweg; seine Füsse zitterten wie gelähmt vom Schreck und versagten ihm den Dienst: da rauschte plötzlich der Vorhang auf.

»Laßt ihn nicht reden!« scholl's unten herauf: »Hört seine lügenhaften Entschuldigungen nicht an! — Herunter mit Dir von unserm Theater, Du verwünschter Schwarzkünstler! Nieder, nieder mit dem verläumderischen Possenreißer!«

Strahlenberger entdeckte jetzt mit neuem Entsetzen, daß der furchtbare Künstler die Rollen mit ihm getauscht habe; — denn im Parterre erblickte er auf seinem eben verlassenen Platze — sich selbst! Ja, dort saß der leibhafte Emil so ähnlich, wie er sich nur jemals im Spiegel geschaut, und drohte mit geballter Faust zu ihm herauf. — Der allgemeine Angriff der erzürnten Menge rückte immer näher; — seine Stimme, hoffte er, werde ihm doch wenigstens nicht zugleich mit seiner Gestalt gestohlen sein:

„Liebe Bürger! rief er, so laut er konnte: es geht hier irgend ein ungeheurer Betrug vor . . . . .“

„Was? Nun will er uns auch noch des Betruges beschuldigen?“ schrie grimmig der lahme Schuster, und gab ohne Weiteres das Signal zur allgemeinen Schlacht.

Er hatte vor dem Schauspiel gelegentlich einige Kunden bedient und daher sein buchsbaumenes Stiefelmaß noch in der Tasche. Das setzte der Patriot daran. Er schleuderte es dem Theatermann mit solcher Kraft und Geschicklichkeit an den Kopf, daß die beiden stiefelförmigen Schieber das Gesicht mit blutigen Spuren einspannten, als sollte ihm damit eine Maske angemessen werden.

„Bravo!“ hallte es im Saale wieder. Monsieur Zuschlag, der immer von Amtswegen einen handfesten Prügel mit sich trug, blickte verlangend nach dem vermeinten Oberamtsadjunkt. „Gnädiger Herr! soll ich . . ?“ fragte er mit bedeutendem Wink auf sein ge-

hobenes hölzernes Exklamationszeichen. Ein bejahender Blick, — und Zuschlag war mit Einem Sprunge auf der Bühne, um seine Beute zu packen. Was half's dem Armen, daß er aus vollem Halse schrie: „Ich bins ja! Ich bin es selbst, lieber Zuschlag!“ „Ganz recht!“ erwiderte dieser mit grausamer Kälte: „aber ich will Dich jetzt be-Ich-binsen, bis Du selber nicht mehr weißt, wer Du bist!“ Und nun fielen die Schläge hageldicht auf den verkannten freiherrlichen Rücken. Ein verzweiflungsvoller Satz über die Musikanten hinweg, die mit Fiedelbogen, Fagott's und andern Blashölzern nach ihm stocherten, rettete ihn zwar aus des Amtsdieners unbarmherzigen Händen hinab ins Parterre; allein hier trat ihm sein gräßlicher Doppelgänger entgegen, holte mit nervigem Arm weit aus, und senkte ihn dann gewichtig auf die Schulter seines Opfers nieder. „Das war Ich!“ rief er bei dem gewaltigen Schlage mit durchdringender Stimme,

und der Spaß wurde mit jauchzendem Beifalle aufgenommen. Jeder drängte sich herzu, um ihn ebenfalls anzubringen, „das war Ich!“ scholls mit verstärktem Gelächter bei jedem neuen Rippenstoße. Die edlen altdeutschen Jünglinge langten mit ihren Knotenstöcken hoch herüber, klopften bescheiden an des Poeten Gehirnkammer an, und jeder versicherte dabei zum Ueberflusse: „das war Ich!“ Ja, selbst zarte Damenhändchen waren nicht müssig, und mitten im tummelnden Gewühle hörte man von manchen Sopranstimmchen, die männlichen Bässe überkreischend, den beliebten Titel des heutigen Lustspieles ausrufen.

Gleich dem wüthenden Heere setzte es dem gehetzten Tragöden nach und verfolgend jagte es ihn die Treppe hinab; unten aber packte den Fliehenden noch einmal der Doppelgänger mit kalter Riesenfaust, und durch einen kräftigen Fußtritt sah sich der gefeier-

te Dichter hinaus auf die Mitte der Straße befördert.

Aechzend schleppte er sich heim, in grosser Angst, daß man ihn auch da nicht anerkennen werde: doch der Zauber war gelös't. Eine alte Köchin, die von der Hausdienerschaft allein zurückgeblieben war, öffnete dem Anklopfenden die Thüre, und schlug bei seinem Anblick die Hände laut aufschreiend zusammen, ehe sie ihn mit Mühe die Treppe hinan und zu Bette brachte.

Im Rathhause war unterdeß der Sturm beschwichtigt worden. Man hatte sich nach der Execution noch einmal im Theatersaale versammelt, um sich gemeinschaftlich an der genommenen gerechten Rache zu weiden und wechselseitig von seinen Thaten zu erzählen.

»Und wenn's der Satan selber gewesen wäre,« sagte der Amtsdiener, — »Vielleicht war er's wirklich!« redete der Pseudo-Emil dazwischen; — »Meinethalben!« fuhr jener

muthig fort: „Wen ich einmal unter die Faust nehme, der muß nieder!“

Nach vielen ähnlichen Reden zerstreute sich endlich die zahlreiche Versammlung. Niemand aber hinkte mit größerer Selbstzufriedenheit heim, als der tonangebende Schuster.

„Was m — einen Sie!“ stotterte er manchem Vorüberschreitenden zu: Hab' ich's brr — av gemacht mit m—einer Kr—itik?“ „Ja!“ antwortete man forteilend: „den Komödianten haben wir ordentlich ausgepocht! — Der wird an die Petermichelthaler Eselreiter denken!“ — verscholl's in der Ferne.

Noch hatten nicht alle Bürger, gesättigt von Rache und Abendkost, sich zur süssen Ruhe begeben, als ein heftiges Klopfen an die Thüre des Chirurgus Seifling ihn eiligst heraus und zum Oberamtsadjunkt beschied.

Seifling starrte den zerschlagenen, gar merklich Gedemüthigten mit einem Erstau-

nen an, für welches er anfangs keinen Ausdruck fand. Er untersuchte vor allen Dingen die Kopfwunde, die der Schuster dem Dichter angemessen hatte, und die wohldurchwalkten Glieder, die doch zum Glück noch alle ganz geblieben; und dann erst vermochte er auszurufen: »Aber um Maria Stuarts Willen, hochgeehrtester Herr Oberamtsadjunkt! Wer hat Sie denn so elendiglich zugerichtet?«

»Ach!« seufzte der Patient, indem er sich mühsam nach ihm umkehrte: »wer denn sonst, als Ihr undankbaren Petermichelthaler, die ich auf eigne Kosten im guten Geschmack unterrichtet habe, damit sie mir nun solch einen Lohn geben? — Und hab' ich Ihn denn nicht selbst gesehn, Herr Seifling, wie Er mit Seinem gelben Barbierbecken unbarmherzig auf diesen Kopf loshämmerte, den Er nun verbinden muß? — — Doch stille nur! Suche Er sich nicht zu vertheidigen, mein Freund! Ihr alle seid eigentlich unschuldig; ich weiß es wohl! —

Der Arge, — ach der Arge« — hier fingen ihm die Augen gräßlich im Kopfe zu rollen an: »Seht! — dort steht er wieder in der Ecke und hat mir meine Gestalt gestohlen! Hebe Dich hinweg, — hinweg! — Du hast keinen Theil an mir!« — Hier sank er erschöpft zurück.

Bald kam nun auch ein Arzt herbei und brachte durch Hülfe der Kunst doch wenigstens so viel Ruhe für den Kranken zuwege, daß er einschlummern konnte.

Wie sehnsuchtsvoll wartete aber der Amtschirurgus auf den Morgen! — Wo nur ein Fensterladen zurückgeschoben, eine Thüre aufgeklappt wurde, da huschte Herr Seifling hinein, und es drückte ihm fast sein volles Herz ab, eh er's herausbrachte: »Wißt ihr denn, wen wir gestern Abends ganz erbärmlich geprügelt haben, so daß er schwer darniederliegt, und vielleicht gar um seinen schönen Verstand kommen wird? Wiß't ihr's? — Unsern Herrn Oberamtsadjunkt,

unsern großen Dichter und Gönner, haben wir geprügelt, und sonst keinen Henker anders!«

Die Morgensonne schaute kaum auf die Stadt, als die Neuigkeit schon überall herum war, und aus jedem Munde wiederholte sich das Echo von Seiflings Frage: »Wißt ihr schon, wen wir gestern geprügelt haben?« bis zuletzt selbst diejenigen Petermichelthaler darauf zu antworten wußten, die man noch im Mantel trug. Rechtliche Männer, die der Sache genauer nachdachten, schlugen ein Kreuz und sagten: »Wir sollten nunmehr wohl ein wenig in uns gehn und über unsre Sünden ernstlich nachdenken, da wir offenbar in die Gewalt des bösen Feindes gegeben worden sind!«

In der That verbreitete man jetzt über den vermeinten Brunnendoktor schauderhafte Gerüchte. Auf einem riesenhaften Rappen mit blutrothem Schweif wollten ihn Einige gesehn haben, wie er funkensprühend zum

Thore hinaus gesprengt sei; Andere behaupteten: er sei gleich nach der Execution durch den Schlot des Rathhauses als ein feuriger Drache auf nächstem Wege heimgekehrt. — Daß er allerdings in den Gasthof nicht wieder zurückgekommen, bestätigte der Wirth. Sein Wagen war schon vor dem Schauspiele abgefahren.

Strahlenberger wurde zwar von seinen Wunden und Beulen bald geheilt; allein sein Ruhm, wie sein Selbstvertrauen, waren unheilbar verwundet, und sein ganzes Geschick nahm mit dem, über ihm aufgegangenen Unstern eine nachtheilige Wendung. Die Heirath mit der stolzen Victorie wurde rückgängig, weil, — wie man sich in der Residenz ausdrückte, — „der Accident allzuviel Eclat gemacht habe.“ Oberamtsadjunkt konnte ein Mann nicht füglich bleiben, der notorisch unter den Händen des Monsieur Zuschlag gewesen war, — gesetzt, auch man hätte die übrigen Schläge und Püffe für

nichts rechnen wollen. Den Kammerherrnschlüssel hatte Emil zwar schon in der Tasche, konnte ihn aber nur als ein unbrauchbares Geräthe an den beiden goldnen Knöpfen auf der Kehrseite aufhängen; denn er hätte keinen fürstlichen Hundestall mehr damit aufzuschließen vermocht, geschweige ein Kabinet. So begab er sich denn auf sein väterliches Erbgut und lebte dort gewissermaßen inkognito. Nachts balgte er sich oft mit seinem furchtbaren Ich herum, und magerte dabei sichtlich ab. Zu seiner Herzensbesserung hatte übrigens das Festspiel wenig oder nichts gefruchtet.

Glücklicher hatte sich's unterdeß bei dem bedauernswerthen Opfer seines genialen Egoismus gestaltet. Marianens Mutter trug kein Bedenken, öffentlich zu rühmen, daß Doktor Katzenberger bei ihr als ein rettender Engel erschienen sei.

Zwar hatte anfangs die gute Frau wenig Zutrauen zu ihm fassen können, weil er

„etwas barsch und spöttisch gewesen sei“ — wie sie sich ausdrückte. „Sobald er sich aber mit dem unglücklichen Mädchen näher beschäftiget und sich alles habe umständlich erzählen lassen, wäre er mild und sanft geworden wie ein Kind, und habe sich sogar ein paar helle Thränen von den Wangen wischen müssen.“

Beim Abschiede, — so erzählte noch die Alte, — ließ er ein Pulver zurück mit der Vorschrift, es der Kranken am Abend einzugeben, worauf sie eine ruhige Nacht haben würde. — Sie blieb in der That nicht aus. Mariane verschlief nicht nur die Stunden, wo ihr Verderber seine gerechte Strafe empfing, sondern sie lag sogar noch den folgenden Tag über im tiefsten Schlafe. Manchmal wollte es der Mutter dabei wohl bange werden, besonders als so gräßliche Gerüchte vom Doktor umliefen; allein sie schöpfte immer neuen Trost, sobald sie ihr schlafendes Kind betrachtete. Ach, es athmete ja so

sanft, und sichtlich blühten die gebleichten Wangenrosen wieder zur ehmaligen Frische auf. Die schöne Schläferin lächelte auch oft, wie von einem holden Traume entzückt, und als sie endlich die blauen Augen aufschlug, da waren sie wieder völlig klar und verständig! Die entzückte Mutter hielt die alte, gute, unschuldige, frohe Tochter neugeschenkt am klopfenden Herzen.

Mit glänzenden Blicken richtete sich Mariane auf, die Hände zum Himmel emporfaltend: „O Mutter!“ rief sie aus: „wie ist mir plötzlich so leicht, so froh ums Herz geworden! Ja, nun ist Alles überstanden, — Alles verziehn! — Aber laß' uns heute noch heim in unser kleines Dörfchen ziehn!“ — Und diese Bitte wiederholte sie so oft und dringend, daß die Wittwe, — die doch an diesem Freudentage sehr viel mit Niederknieen, Beten, Weinen und Segnen zu thun hatte, — wirklich noch einige Stunden zum Einpacken absparen mußte.

Erst auf dem ersehnten Dörfchen erfuhren die beiden guten Seelen eine neue Gunst des Schicksals. Es war nämlich ein Verwandter, von dessen Daseín sie niemals etwas gewußt, in der Fremde gestorben, und man sendete ihnen von unbekannter Hand ein ansehnliches Kapital als Vermächtniß, in lauter funkelnden Harzgulden; so daß Mariane nunmehr unter die wohlhabendsten Dorfmädchen gehörte, und sich in den Stand gesetzt sah, künftig unter den jungen Männern, die sich um ihre Hand bewerben würden, eine freie Wahl zu treffen.

„Aber wer war denn nun eigentlich der Doktor Katzenberger?“

So fragte den Wirth zum großen Christoph einst ein Reisender, der dieser Erzählung mit Verwunderung zugehört hatte.

„Wer der war?“ — erwiderte der Wirth,

indem er sich furchtsam im Zimmer umsah: »Sie wissen wohl — man soll ihn nicht an die Wand malen!« —

Dagegen behauptete der Reisende: »Jener Gewisse, den man allerdings nicht gern näher zu bezeichnen pflege, würde weit eher dem Herrn Baron von Strahlenberger zu Hülfe gekommen sein, als Marianen gerettet haben. Wenn auch der gewisse Ungenannte allerdings oft sich als ein humoristischer Geist beweise, so mangele ihm bekanntermaßen doch die Seele, und es komme in den Annalen der Hölle gewiß kein Beispiel vor, daß er solche Thränen vergossen habe, wie Katzenberger bei Marianens Unglück.«

Der Wirth konnte so gewichtigen Gründen nicht lange widerstehn, und ward dadurch so offenherzig gemacht, etwas zu bekennen, was er bisher immer noch furchtsam verschwiegen hatte.

Es verhielt sich nämlich allerdings so, wie das Gerücht erzählte: der Doktor war

nach dem Festspiel nicht wieder in den Gasthof zurückgekehrt; aber der Wirth hatte am folgenden Morgen in des Fremden Zimmer zwölf sogenannte Wildemannsdukaten aufgezählt, und darneben einen Zettel gefunden: »Zur Vergütung für den Herrn Stoffelwirth.« — Elf davon verwechselte er schnell an einkehrende Juden, weil er besorgte, die Dukaten möchten sich über Nacht in Kohlen verwandeln: den zwölften aber wagte er daran, um ein Andenken des merkwürdigen Gastes zu behalten. Er zeigte das Goldstück, welches noch wie eben aus der Münze gekommen funkelte, dem Reisenden vor.

Dieser, als ein geübter Kenner, versicherte auf den ersten Blick: ein ähnliches habe schwerlich irgend ein Kabinet in Europa aufzuweisen.

Die eine Seite des Schaustückes zeigte den bekannten wilden Mann, dessen Spazierstöcklein ein Tannenbaum ist, mit dem

Schurz von Eichenlaub umgürtet; die andere stellte einen ernsten, kräftig ausgeprägten Kopf dar, welcher nach der Versicherung des Wirthes Katzenbergern sprechend ähnlich war. Die Stirnlocken zeigten sich so seltsam aufwärts gekräuselt, daß man sie allenfalls auch für die Hörnersprossen eines Satyrs halten konnte.

Unkenntlich zarte Schriftzüge umgaben das Gepräge des Randes. Zum Glück hatte der reisende Münzkenner seine treffliche Reichenbach'sche Lupe in der Tasche; durch sie las er mit froh erfüllter Ahnung die Umschrift:

„RBZHL, Dei gr. Rex
Sud. Mont.»

Ende des dritten Bandes.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck und Papier von C. L. Brede in Offenbach.

Knode.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mosengeil, Friedrich,

Reisegefährten Eine Sammlung von Novellen und andern Dichtungen

Bd.: 3

Frankfurt am Main (1828)

P.o.germ. 955 n-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114936-0